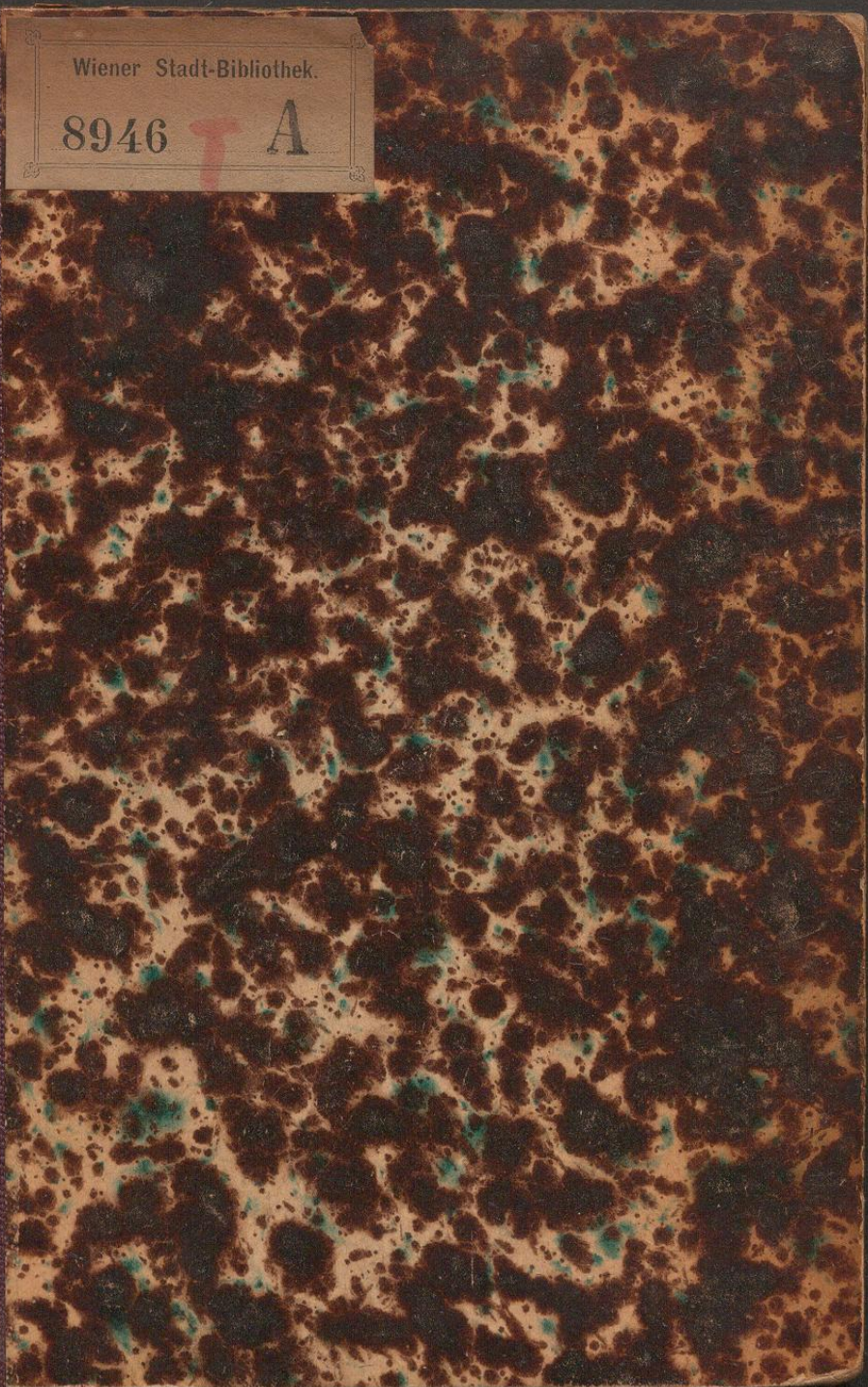
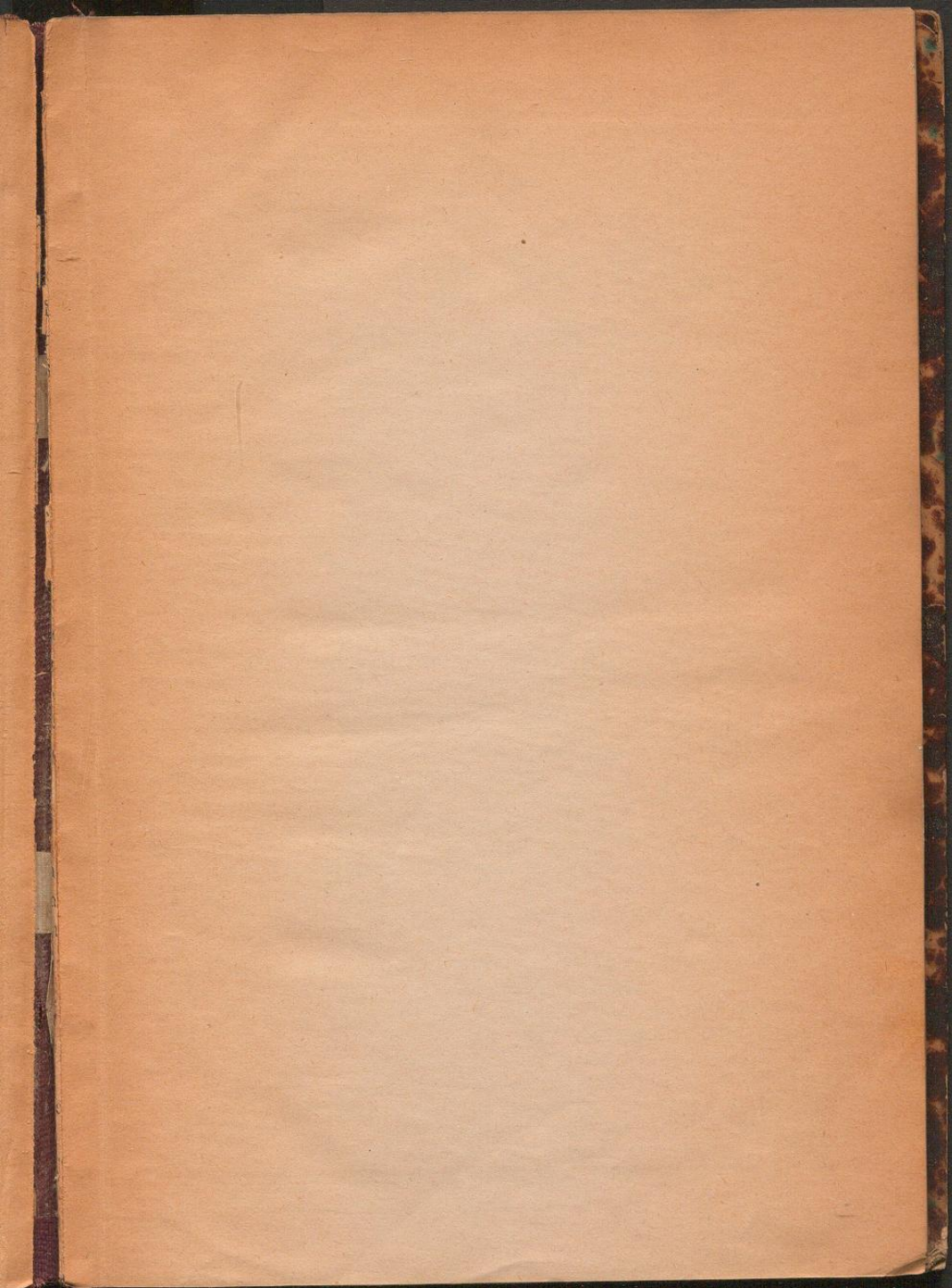


Wiener Stadt-Bibliothek.

8946

A





V. 4205



Voltaire und die Cänzerin.

Von Louise Mühlbach.

(Aus deren höchst interessantem historischen Bilderbuche. (Berlin bei Jante. 2 Bde.)

I. Act.

Und Du bist, also wirklich der Meinung, daß ich einwilligen und mich noch einmal vermählen soll, François? Der junge Mann, an den diese Frage gerichtet ward, zuckte lächelnd die Achseln und blickte gedankenvoll auf seine Mutter, die vor ihm stand, und in athemloser Spannung seiner Antwort entgegen sah.

„Madame,“ sagte er nach einer langen Pause, „Sie sind noch viel zu jung und viel zu schön, um in einer Herzensangelegenheit Jemand Anders als Ihr eigenes Herz zu Rathe zu ziehen. Das Herz ist doch einmal der Areopagus der Frauen; was da beschlossen wird, ist und bleibt unumstößliches Gesetz.“

„Wenn dem so ist,“ François, so dürftest Du aus meiner Frage erkennen, daß mein Herz bei dieser Angelegenheit gar nicht theilhaftig ist, denn ich habe diesen Heirathsantrag des Herrn von Billeblanc nicht meinem Herzen, sondern Dir, meinem Sohn, zur Entscheidung vorgelegt. Ich vertraue Deinem Scharfblicke, François, und trotz Deiner vierundzwanzig Jahre bist Du vielleicht älter an Erfahrungen und reicher an Menschenkenntniß als Deine Mutter, welche eben ihr vierzigstes Jahr zurückgelegt hat!“

„Ich habe ein Jahr in der Bastille gefessen, das macht alt!“ seufzte François mit einem Märtyrergesichte.

„Und Du bist der Geliebte der Marschallin de Villars gewesen, das macht erfahrungsreich!“ rief seine Mutter lachend. Denn ich habe erkennen gelernt, daß die Weiber eigentlich nur deshalb Engel genannt werden, weil man nicht den Muth hat, sie Teufel zu nennen, aus Furcht, von ihnen zerkrast und unter Liebfosungen erwürgt zu werden. Ach, meine Mutter, man muß entweder ein Narr oder ein Heiliger sein, um den verwegenen Entschluß fassen zu können, sein Glück in die Hände einer Frau zu legen. Ich meinstheils werde niemals diese Tollheit begehen, denn um einen Narren aus mir machen zu können, dazu sind die Frauen nicht flug genug und um ein Heiliger zu sein, müßte ich nicht von Ninon's

letztem Liebhaber, dem würdigen Chateauf, das Lesen gelernt haben. Ach, meine Mutter, Sie wissen es wohl, wie sehr sich meine Natur vor allem Soliden gestraubt hat."

Und indem er so sprach, brach der junge François Maria Arouet in ein lautes Lachen aus, in welches seine schöne Mutter indeß nicht mit einstimmt.

"Vergiß einmal Deine Tugendspötereien," sagte sie, "und antworte mir auf meine Frage: bist Du der Meinung, daß ich diesen Antrag annehmen und den Herrn von Villeblanc heirathen soll?"

"Warum nicht, wenn er Ihnen gefällt, Madame?"

"Aber er ist um sechs Jahre jünger, als ich!"

"Und doch liebt er Sie! Das ist also ein neuer Beweis Ihrer Gewalt über ihn!"

"Oder, um in Deinem Sinn zu reden, ein neuer Beweis seiner Narrheit!"

"Vielleicht ist er dazu geboren, ein ganzer Märtyrer zu sein! Erforschen Sie das, meine Mutter, indem Sie ihn heirathen!"

"Ah! Also endlich doch erfahre ich Deine Meinung! Du willst, daß ich ihn heirate. Aber weißt Du, daß er, obwohl sechs Jahre jünger als ich, doch schon ein Greis ist, den das wüste Leben entkräftet und entnervt hat? Weißt Du, daß ich, als die Gemalin dieses Mannes, bald nichts weiter sein würde, als eine Krankenpflegerin, eine beklagenswerthe soeur de Charité!"

"Sie würden aber als solche doch die Baronin von Villeblanc heißen, und nicht mehr gezwungen sein, diesen lächerlichen und abgeschmackten Namen Arouet zu führen!"

"Und weshalb nennst Du diesen Namen abgeschmackt? Dein Vater hat ihn als Schatzmeister des Rechnungshofes mit Ehren geführt, und ich denke, Du, mein Sohn, wirst den ehrenvollen Namen zu einem berühmten machen! Warum sollte ich mich also scheuen, noch länger die Madame Arouet zu sein?"

Ihr Sohn stampfte heftig mit dem Fuße auf den Boden und sein sonst so schönes und edles Angesicht nahm den Ausdruck leidenschaftlicher Wildheit an, die seine Züge in erschreckender Weise verzerrten.

"Schweigen Sie, Madame, ich bitte Sie!" rief er mit wildem Ungestüm. "Lassen Sie mich diesen verhassten Namen nicht wieder hören; er beleidigt mein Ohr, wie das Knarren eines ungeschmierten Wagenrades, er ist so scharf und spitz und herbe wie die näselnde Stimme einer alten Jungfer, so unharmonisch und barbarisch wie die Tanzmusik der Wilden! Arouet! Man kann niemals ein großer und berühmter Mann werden mit diesem unwürdigen und miserablen Namen!"

Und indem er das sagte, richtete der junge Mann seinen zornflammenden Blick gen Himmel und drohte mit den beiden geballten Fäusten empor, als wolle er den Himmel anklagen, der ihm seinen Namen gegeben.

Seine Mutter lächelte; dieser schnell entfesselte, bei so geringem Anlaß hervorbrechende Zorn ihres Sohnes belustigte sie, statt sie zu er-

schreien. Aber ihres Sohnes Leidenschaftlichkeit ward dadurch nur noch gesteigert.

„Madame“, sagte er, zitternd vor innerer Erregung, „es gefällt Ihnen, zu lachen, und das für eine Posse zu halten, was für mich eine Tragödie ist, und zwar eine Tragödie, der das erhebende Pathos fehlt, und in welcher das allwaltende Schicksal nur in der Lächerlichkeit und Abgeschmacktheit besteht. Arouet! Ich will nicht länger Arouet heißen! Heiraten Sie also, Madame, heiraten Sie, damit meine Mutter nicht mehr die Madame Arouet ist, heiraten Sie, damit ich frei werde, mir einen andern Namen zu wählen.“

„Heiraten Sie,“ unterbrach ihn seine Mutter, mit komischen Pathos ihm nachahmend und seine Rede fortsetzend, „heiraten Sie, meine Mutter, damit ich Herr werde dieser sechstausend Livres Rente, die Sie, nach dem Testamente meines Vaters als seine Witwe jährlich ausgezahlt erhalten, die Sie aber verlieren, wenn Sie sich wieder vermählen.“

„Nun ja“, sagte ihr Sohn, sie mit einem scharfen, fast gebässigen Blicke ansehend, „heiraten Sie, damit ich nicht mehr nöthig habe, Ihnen jährlich sechstausend Livres zu zahlen, heiraten Sie, damit ich das Capital dieser Zinsen dazu verwenden kann, mir ein Besitztum zu kaufen, dessen Name mich berechtigt, den verwünschten Namen Arouet abzuschütteln, und mich nach meinem Gute zu nennen.“

„Ach, jetzt sehe ich, wie sehr die Marschallin de Villars Recht hatte, wenn sie von Dir sagte, Du würdest niemals eine andere Geliebte haben, als Dich selber! rief Madame Arouet schmerzlich. „Nichts ist Dir heilig, wenn es gilt, Deinem Ehrgeiz und Deiner Eitelkeit zu fröhnen! Ach, ich bin eine unglückliche, beklagenswerthe Mutter, denn mein Sohn hat kein Herz!“

„Aber er hat einen Kopf, Madame! Sie werden eines Tages sehr stolz darauf sein, die Mutter Ihres berühmten Sohnes zu sein. Eilen wir also, Madame, diesem Sohn, welcher darnach dürstet, seinen Namen von der Fama des Ruhmes durch die ganze Welt ausposaunen zu lassen — eilen wir, ihm einen Namen zu geben! Deshalb wiederhole ich meine Bitte: verheirathen Sie sich, damit ich Herr dieser Summe werde, welche ich an Sie auszahlen muß, so lange Sie unvermählt sind!“

Seine Mutter schleuderte auf ihn einen zornigen, verächtlichen Blick. „Du bist nicht nur herzlos,“ sagte sie, „sondern Du besizest auch kein Zartgefühl und keine Delicateesse. Deine Leidenschaftlichkeit macht Dich roh und brutal! Geh, Du wirst niemals ein wahrer und erhabener Dichter sein, denn Deinem innersten Wesen fehlt die Poesie des Gefühls. Man wird vielleicht die Schärfe Deines Geistes bewundern, man wird lachen über Deine Wize und Spöttereien, aber man wird niemals weinen bei Deinen Poesieen; Du kannst die Köpfe für Dich haben, Du wirst aber niemals die Herzen rühren! Darum sage ich: Du wirst niemals ein erhabener Dichter sein, denn Du liebst nichts als Dich selbst! Das ist mein Lebewohl für Dich, Arouet, denn wir werden uns niemals wiedersehen! Ich werde mich nicht verheirathen, und Du

wirst gezwungen sein, Deiner Mutter, der Madame Arouet, jährlich die 6000 Livres auszuführen, welche das Testament Deines Vaters mir bestimmt. Wenn Dein Herz sich nicht erinnert, daß Du eine Mutter hast; so soll es doch Deine Börse. Das sei Deine Strafe, mein Sohn Arouet! Und somit Lebewohl; Ich gehe auf Reisen! Ich werde Italien, Spanien, die ganze Welt sehen; mein Wittwengehalt ist groß genug, um meine Reiselust befriedigen zu können, und Du wirst dafür sorgen, daß es mir pünktlich ausgezahlt werde! Lebewohl!"

Sie nickte ihm leicht mit dem Kopf einen Abschiedsgruß zu und verließ dann mit kalter stolzer Ruhe das Zimmer.

François sah ihr mit zornigen Blicken nach und sein Fuß stampfte ungestüm den Boden. „Gescheitert!“ murmelte er. „Ich bin also wirklich mit meiner Hoffnung gescheitert! Diese Frau will sich nicht verheirathen, und da sie noch jung ist, werde ich nicht bloß noch lange Jahre ein bedeutendes Capital an sie verschwenden müssen, sondern auch, welchen Namen ich immer wählen mag, doch es zugestehen müssen, daß Madame Arouet meine Mutter ist! Ah, wie klug und weise sind doch diese Wilden, welche ihre Aeltern tödten, wenn sie fünfzig Jahre zählen — aus Barmherzigkeit und Liebe, damit sie nicht die Beschwerden des Alters zu ertragen haben: Wahrhaftig, meine Mutter thut mir Unrecht, wenn sie sagt, daß ich kein Herz habe! Ich wäre sehr wohl im Stande, ihr diesen Beweis meiner zärtlichen Liebe zu geben, und sie zu tödten, damit sie nicht den Kummer habe, alt zu werden! Mein Gott, die Weiber leben ja doch nur so lange sie jung sind, und —“

Ein leises Klopfen an der Thür unterbrach ihn, und der junge Mann eilte, zu öffnen.

Sein Gesicht erhellte sich zu einem freudigen Lächeln beim Eintreten dieses hochgewachsenen Mannes in der schwarzen Amtstracht des Notars, der ihn mit ernster gewichtiger Geschäftsmiene begrüßte.

Arouet ging ihm lebhaft entgegen und reichte ihm die Hand. „Sein Sie willkommen, Herr Duchatel,“ sagte er. „Denn wenn Sie kommen, so ist es ein Zeichen, daß Sie mir gute Nachricht bringen. Nun sagen Sie schnell, ist irgend ein Adelsitz in der Nähe von Paris vacant und bietet die Möglichkeit eines Kaufes dar?“

„Sie haben es errathen,“ erwiderte der Notar feierlich. „Meinen eifriger unablässigen Bemühungen ist es endlich gelungen, ein Lebensgut zu entdecken, welches der Stadt Paris zugefallen ist und von dieser verkauft werden soll. Es ist ein kleines Gut, aber immer doch ist es ein Feudalsitz, der seinem Herrn das Recht giebt, den Namen desselben anzunehmen, ein Baronsitz, welcher seinen Ciguier zum Baron macht!“

„Ah, ich werde also endlich diesen Namen Arouet abschütteln dürfen, wie der Galeerensclave die Kette abschüttelt, welche ihn so lange gefesselt hielt. Ich werde ein Baron sein!“

Und der junge Mann ging mit heftigen Schritten und freudestrah- lendem Angesicht im Gemach auf und ab. Plötzlich aber blieb er vor dem Notar stehen und eine dunkle Wolke lagerte sich auf seiner Stirn.

„Alles dies ist vergeblich,“ sagte er düster. „Vergeblich ist es gewesen, daß der Herr von Villeblanc meiner Mutter seine Hand angeboten hat, wozu wir Beide ihn doch ermüthigt hatten. Meine Mutter will sich nicht verheirathen!“

„Nun, und was folgt daraus?“

„Daraus folgt, daß ich dieses Feudalgut nicht kaufen kann, weil mir dazu die Mittel fehlen; daraus folgt, daß ich ferner dazu verdammt sein werde, mich Arouet zu nennen!“

„Daraus folgt weiter nichts, als daß wir suchen müssen, uns anderswo ein Kapital anzuschaffen, und glücklicherweise wird dieses Kapital nicht groß sein müssen, denn dieser Feudalsitz ist nicht von großem Umfange, und sein Hauptwerth besteht eben nur darin, daß er den Baronstitel als Rente abwirft! Ich werde im Stande sein, Ihnen ein genügendes Kapital anzuschaffen, wenn sie mir einige Procente über den gewöhnlichen Zinsfuß bewilligen wollen.“

„Das wird mit Freuden geschehen, mein lieber Duchatel. Ich lege mein Kapital auf einen Namen an, dieser Name soll mir dereinst die Zinsen tragen! Stellen Sie also Ihre Bedingungen und sind Sie gewiß, daß ich sie nicht zu hoch finden werde.“

„Dann können Sie sich immerhin schon als Besitzer dieses Lehngutes betrachten, und ich erlaube mir, Sie schon heute als den Herrn Baron zu begrüßen!“

„Ah, endlich al'o!“ rief Arouet, indem er sich mit dem Ausdrucke innigsten Behagens in den Hautcuil gleiten ließ, der vor seinem Schreibtische stand. „Endlich also! Ich werde der Besitzer eines Lehngutes sein, ich werde diesen Vicomte's, diesen Marquis und Grafen gegenüber mich nicht mehr meines Namens zu schämen haben, denn ich werde einen guten, klangvollen, altadeligen Namen führen. Sagen Sie also schnell, mein Herr, wie heißt dieses liebe, kleine Lehngut, dessen Herr und Besitzer ich sein werde?“

Der Notar zögerte einen Augenblick, bevor er antwortete. Sein Gesicht nahm einen verlegenen, fürchtamen Ausdruck an, während der junge Arouet seinen Blick mit der höchsten äthemlosen Spannung auf ihn richtete.

„Nun, mein Herr“, sagte er zitternd vor Erregung, „warum zögern Sie? Sagen Sie mir schnell den Namen meines Gutes!“

„Es heißt Bougrugt-en-Josas!“

Arouet starrte den Notar mit weit aufgerissenen Augen an, und fuhr sich mit der Hand an seine Stirn, als fürchte er, diese Flamme, welche darin zu lodern begann, werde ihn verzehren.

„Ich habe ohne Zweifel nicht recht gehört“, murmelte er. „Wiederholen Sie mir das noch einmal! Wie heißt das Gut?“

„Bougrugt-en-Josas!“ wiederholte der Notar noch weit schüchtern, noch weit ängstlicher, als das erstemal.

Arouet aber fuhr mit einem Aufschrei der Wuth von seinem Sige empor und auf den Notar hinstürzend, packte er mit einer wilden Hast seine beiden Arme.

„Und das unterstehen Sie sich, einen Namen zu nennen?“ rief er wild. „Mit diesem wahnwitzigen Gebräu von Consonanten und Vocalen wagen Sie es, zu mir zu kommen und es mir als ein kostbares Getränk anzubieten? Wer, mein Herr, gibt Ihnen das Recht, mich so zu beleidigen, und mir diesen Abwurf der Sprache als ein Wort hinzuschleudern, das immer noch gut genug ist, von mir verschluckt zu werden? Gehen Sie, die Knochen, welche von des Reiches Tische fielen und die Lazarus verzehrte, sie waren wahrhaftig ein lucullisches Mahl gegen diesen abgenagten Knochen des Feudalthums, den Sie mir da anzubieten wagen!“

„Mein Herr“, stotterte der geängstigte Notar, vergebens bemüht, sich von den umfrallenden Händen des wüthenden jungen Mannes loszumachen. „Mein Herr, Sie verlangten von mir, Ihnen einen Adelsfiz zum Kaufe anzuschaffen. Ich habe das gethan, und ich sehe nicht ein, wie es Sie so in Wuth bringen kann, daß dieses Lehnsgut Vougrugt-en-Zöfas heißt!“

„Und dieses Ungeheuer sieht nicht, daß er im Begriffe war, mich moralisch zu ermorden!“ schrie Arouet, indem er den einen Arm des Notars los ließ, um ihm die geballte Faust unter die Nase zu halten und ihn in die Gefahr zu bringen, beide heterogene Gegenstände in allzu nahe Berührung mit einander zu versetzen. „Sind Sie denn in der That ein solcher Barbar, nicht zu begreifen, daß es für einen Dichter ein Selbstmord wäre, sich mit diesem Un Ding von Namen zu nennen? Mein Herr, es ist eine Beleidigung, daß Sie es wagen, Jemand, der Arouet heißt, anzubieten, er solle sich Herr von Vougrugt nennen! Vougrugt! Es ist um wahnwitzig zu werden! Der Name Arouet ist dagegen Müßig der Sphären, und wenn ich das Unglück hätte, Vougrugt-en-Zöfas zu heißen, so würde ich denjenigen, welcher mir den Namen Arouet schenkte, auf meinen Knien segnen! Ach, es ist möglich, daß die Lappländer und Kamtschadalen eines ihrer holzgeschnitzten Götzenbilder mit dem Namen Vougrugt-en-Zösus belehnen könnten, aber in der civilisirten Welt würde dieser Name genügen, um seinen Besitzer zu einem Paria, einem Ausfägigen zu stempeln, vor dessen Berührung Jeder flieht. Und wenn ich die größten, die erhabensten Werke schriebe, so würden sie Alle doch nur todtegeborene Kinder sein, oder solche, die wie die Kinder des Saturnus von ihrem eigenen Vater bei ihrer Geburt schon verschluckt würden! Ah, man muß mich hassen, mich verachten, um die Freiheit zu haben, mir einen solchen Namen anzubieten! Gehen Sie, mein Herr, und danken Sie es meiner Langmuth und Geduld, danken Sie es meiner Großmuth, daß ich Sie nicht ermordete für die Beschimpfung, die Sie mir mit frecher Stirn ins Angesicht geschleudert haben! Aber wagen Sie es niemals wieder, meine Schwelle zu betreten, und wehe Ihnen, wenn Sie sich jemals unterstehen, irgend einem Menschen es mitzutheilen, daß Sie mir zugemuthet haben, mich Vougrugt zu nennen!“

Und den armen geängsteten Notar mit wildem Ungestüm der Thür zudrängend, öffnete Arouet dieselbe und stieß ihn hinaus. Dann warf er hastig die Thür wieder zu und schob den Kiegel vor, um ungehör

zu sein, und diesen Sturm des Jornes austoben zu lassen, der sein ganzes Wesen in Aufruhr versetzt hatte.

Mit starken, ungleichen Schritten rannte er in seinem Gemach auf und ab, und seine zitternden Lippen murmelten einzelne heftige Worte, die wie die glühende Lava an die Oberfläche dieses Vulkans, der innewobte, emporgeschleudert wurden.

Plötzlich blieb er vor seinem Schreibtische stehen und heftete seine Blicke auf das Manuscript, welches da aufgeschlagen lag und an welchem er, bevor seine Mutter kam, gearbeitet hatte. Seine Mienen nahmen jetzt einen ernsteren, stilleren Ausdruck an, der Drkan, so schien es, hatte ausgetobt.

„Ich will und werde doch ein großer Dichter werden“, rief er, „meiner Mutter und meinem Namen zum Trost! Ich fühle es da innen in meiner Brust, daß da ein Schatz von Poesie und Größe verborgen liegt! Sie sagt, ich sei eitel! Nein, ich bin mir nur meines Werthes bewußt, und ich weiß, daß ein Tag kommen muß, wo alle Welt sich vor mir beugen und man den Namen Francois Marie Arout bis in die Wolken erheben wird!“

Ein lautes, schallendes Gelächter, welches plötzlich von oben, gleichsam vom Himmel her, ertönte, machte Arout stutzen und unterbrach ihn in seinem begeisterten Selbstgespräch.

„Wie? Wagt man es, mich auszulachen? rief der junge Dichter. „Sind es höllische Dämonen, welche mit ihrem höllischen Gelächter mir Antwort geben auf meine Zukunftssträume?“

Das Lachen ertönte noch einmal, und diesmal noch lauter, noch melodischer und voller, wie wenn zwei Stimmen zu einem Duett sich vereinten, um ihre Lust mit Lärchenjubel zum Himmel emporzuwirbeln.

„Es ist unverschämt, so laut zu lachen“, sagte Arout, „unverschämt, während ein Anderer eben in Todesschmerzen Gott und die ganze Welt verwünscht! Ach, die Menschen sind Alle verhärtete Barbaren, und nur Derjenige ist weise, der sie Alle haßt und verachtet!“

Von seiner leidenschaftlichen Stimmung in eine tragisch-elegische übergehend, warf sich der arme Dichter in seinen Lehnstuhl, und barg das Antlitz in seinen zitternden Händen.

Das muntere Lachen über ihm dauerte fort, und die Decke des Zimmers begann leise zu zittern und zu ächzen.

„Ich glaube wahrhaftig, man tanzt da oben!“ grollte Arout, indem er die Hände von seinem Antlitz gleiten ließ, und einen wilden Blick emporschleuderte. „Ja, in der That, man tanzt! Meine neuen Miether in der fünften Etage scheinen sehr lustige Leute zu sein! Sie tanzen, während ich, der Herr dieses Hauses, hier in Schmerzen sitze.“

Das Lachen und Tanzen da oben dauerte fort, und jetzt vernahm man eine laute, schmetternde Sopranstimme, welche eine übermüthige Tanzmusik sang.

„Aber dies ist unverschämt!“ sagte Arout auffpringend. „Ein solcher Scandal über mir, und dabei soll ich Tragödien schaffen! Ich muß dem Unfug sogleich steuern, und will doch einmal sehen, was für

8
Subjecte mir mein Verwalter da in's Haus geschleppt hat. Wahrhaftig, dieser Gesang macht mich wüthend, und ich will ihn nicht länger dulden!"
Mit schnell wieder aufloderndem Zorn, und vielleicht froh, eine Gelegenheit gefunden zu haben, denselben wirksam zu äußern, stürmte der junge Arouet aus dem Zimmer.

II. Die Seiltänzerin.

Das Zimmer in der fünften Etage, welches gerade über dem Gemach des Dichters Arouet lag, und von wo her das Lachen erschallte, glich allerdings sehr wenig dem eleganten und comfortablen Gemach, das sich unter demselben befand, und in welchem Arouet seinen Zorn und Aerger austobte, während man da oben lachte und scherzte. Und warum hätten diese beiden Mädchen, welche da oben, sich einander umarmt haltend, auf den großen, binsengeflochtenen Lehnstuhl sich geworfen hatten und, erschöpft vom Lachen und Tanzen, ein wenig ausruhten, warum hätten sie nicht heiter und glücklich sein sollen? Sie waren so jung, so schön, so hoffnungsvoll, die ganze Straßenwelt von Paris bewunderte sie und, Dank ihrer Kunst, hatten sie noch niemals Hunger gelitten, sondern hatte man ihnen immer mehr gegeben, als sie bedurften. Welcher Gamin, welcher Arbeiter, welcher Mann aus dem Volke kannte sie nicht, diese beiden lieblichen Schwestern, welche seit einem Monat das Entzücken aller Besucher des Jardin de Montauban, dieses großartigen Versammlungsortes der unteren Volksklassen waren? Wer hatte sie nicht auf dem Drahtseil tanzen sehen, und sich entzückt gefühlt über ihre unschuldsvolle Schönheit, ihr reizendes Kindeslächeln? — Sie waren in der That noch unschuldsvolle Kinder, noch nicht berührt von dem Giftthauch der Verführung, noch nicht verdorben von Schmeicheleien und süßen Verlockungen. Die fashionable Welt von Paris hatte diese beiden lieblichen Schwestern noch nicht entdeckt, und das Volk, das sie zu seinen Lieblingen erkoren, wachte mit angstvoller Sorgfalt und rührendem Stolz über ihre Unschuld und Sicherheit. Keiner dieser jungen Arbeiter durfte es wagen, das Ohr der jungen Mädchen durch irgend ein unziemliches Wort, eine unehrbare Liebeserklärung zu beleidigen, denn immer waren da in der Nähe dieser Schwestern einige ehrbare, theilnehmende Frauen, einige brave alte Arbeiter, die gewissermaßen stillschweigend von dem Volk den Auftrag bekommen hatten, die kleinen Seiltänzerinnen zu schützen, und zu wachen, daß ihr Gang auf der Erde so sicher und ungefährdet sei, wie ihr Gang über der Erde auf dem zitternden, schwankenden Drahtseil.

Auch pflegte Madame Simonet, die Mutter der beiden Mädchen zu sagen: „Ich habe meinen kranken Mann dem Hotel-Dieu übergeben, da sorgt Gott für ihn; meine Töchter aber habe ich meinen Brüdern und Schwestern, d. h. den armen Vätern und Müttern übergeben, und das gute Volk von Paris beschützt meine Kinder, wie Gott ihren Vater beschützt.“ — Denn allerdings, Madame Simonet hatte nicht Zeit, selber über ihre Töchter zu wachen. Es gab so viele Ratten und Mäuse in Paris, und Niemand verstand so gute und wirksame Fallen

für dieselben zu machen, wie Madame Simonet. Das war eine in ihrer Familie erhebliche Kunst, welche sie von ihrem Vater, dem berühmten Mausefallen-Fabrikanten, erlernt hatte, welcher sie wiederum von seinem Vater als einziges Vermächtniß ererbte. — Beide Aeltern des schönen Schwesterpaares stammten von berühmten Künstlerfamilien ab, denn ihr Vater war der Sohn eines berühmten Seiltänzers, welcher viele Jahre hindurch das Volk von Paris entzückte und er selber war ein ganzes Jahrzehend das Volk von Paris entzückte und der Stolz der Besucher des Jardin de Montauban gewesen, wenn er, von seinen beiden kleinen Mädchen wie von holden Genien umflattert, das hohe Seil, welches an dem höchsten Baume des Gartens ausmündete, hinauf lief, die Kinder fest an seine Brust gedrückt und ihnen fröhliche Lieder singend, während er mit ihnen den gefahrvollen Weg zurücklegte, unter dem der Tod auf sie lauerte. — In diesen glücklichen und gesegneten Tagen hatte die Künstlerfamilie viel Geld verdient, so viel Geld, daß die Aeltern den ehrgeizigen Entschluß faßten, aus ihren beiden lieblichen Kindern zwei vornehme gebildete Damen zu machen und sie im Lesen und Schreiben und einigen andern gelehrten Dingen unterrichten zu lassen. Und welches Entzücken war es für dies würdige Künstlerpaar, wenn sie Abends, müde und erschöpft, von ihrer Arbeit heimkehrend, der Vater mit Vorbeeren über seine kühnen Thaten auf dem Seile beladen, die Mutter mit einigen Duzend todter Ratten und Mäuse, der Siegestrophäen ihrer Kunst — welches Entzücken, wenn sie heimkehrend, da oben in ihrem niedrigen Dachstübchen ihre beiden kleinen Mädchen fanden, wie sie mit ehrbarer Miene und vor Vergnügen strahlenden Augen sich diese köstlichen Märchen vorlasen, welche da in dem Buche standen, das ihr Vater ihnen von seiner letzten großen Sonntags-Einnahme gekauft hatte, oder in den Schreibbüchern mit den schön bemalten Deckeln schrieb, welche ihre Mutter ihnen an dem Tage gekauft, an welchem sie von einem Hausbesitzer eine besondere Belohnung empfangen, weil, Dank ihren künstlichen Fallen und ihren wirksamen Mitteln, alle Ratten und Mäuse aus seinem Hause verschwunden waren. —

Das liebliche kleine Schwesterpaar hätte ohne Zweifel die ehrgeizigen Wünsche ihrer Aeltern erfüllt und aus den kleinen Töchtern des Seiltänzers und der Mausefallenhändlerin wären eines Tages vielleicht sehr gelehrte, sehr vornehme Damen geworden, wenn nicht ein unvorhergesehenes Unglück plötzlich alle die schönen Zukunsträume vernichtet hätte. Ein Fall von dem hochgespannten Seile, bei welchem Herr Simonet beide Beine brach, machte ihn für immer untauglich für seine Kunst, und aus dem zierlichen gewandten Seiltänzer ward ein armer Hospitalit, der seine siechen und kummervollen Tage in dem Hotel-Dieu durchseufzte und mit ungeduldiger Sehnsucht die ganze Woche hindurch auf den Sonnabend harrte, auf diesen glücklichen Tag, wo sein Weib und seine beiden Mädchen ihn besuchten und ihm von den Begegnissen und Freuden der verflossenen Tage berichteten. — Denn sie hatten nun wieder zu der aufgegebenen Kunst zurückkehren

müssen und die angehenden kleinen Damen waren nun wieder heitere und lachende Seiltänzerinnen geworden, die mit ihren geschickten und zierlichen Tänzen auf dem Drathseil sich ihren Lebensunterhalt gewinnen mußten. — Dank ihrer Geschicklichkeit und der Liebe des Volkes für die beiden schönen Kinder war ihr Gewinn immer reichlicher ausgefallen und Madame Simonet war jetzt im Stande gewesen, die ärmliche und schlechte Wohnung, welche sie bis dahin inne gehabt, mit der eleganten und fashionablen kleinen Wohnung zu vertauschen, welche sie seit einigen Tagen mit ihren Töchtern im Hause des Herrn Francois Marie Arouet in der Straße St. Antoine bewohnten.

Es war heute der Vorabend eines sehr großen Volksfestes, das morgen im Jardin de Montauban stattfinden sollte, und bei welchem die beiden Schwestern wiederum die Pariser durch ihre Kunst entzücken wollten. Eine ganz neue dramatische Scene wollten sie den guten Parisern zu dem Besten geben, mit einem ganz neuen Tanz sie überraschen. Die Scene sollte den Kampf zwischen einer Katze und einer Maus, der Tanz sollte die zierlichen Vocksprünge zweier jungen Zicklein darstellen.

Julie Simonet, die übermüthigste und schönste der beiden Schwestern, hatte zu beiden Tänzen die Idee angegeben und die Pas und Touren erfunden, und eben waren sie im Begriff, vor den kritischen Blicken ihrer Mutter eine letzte General-Probe der morgenden Darstellung zu geben. — Man hatte so eben den Tanz der Zicklein begonnen und Juliens Vocksprünge und Körperbewegungen waren dabei so drollig gewesen, daß es sehr natürlich war, wenn beide Schwestern immer auf's neue in lautes Lachen ausbrachen und endlich ermattet hingsunken waren, um sich ein wenig zu erholen vom gleichzeitigen Tanzen, Lachen und Singen.

„Aufgepaßt!“ rief Julie jetzt mit ihrer schönen, silberhellen Stimme, „aufgepaßt, Louison! Laß uns noch einmal anfangen! Wir müssen die Tour noch einmal probiren! Komm, mein kleines Zicklein, komm, und medere recht schön und empfindsam beim Ritornell!“

Die beiden Schwestern begannen auf's Neue zu tanzen und zu singen, und es war daher sehr natürlich, daß sie auch auf's Neue zu lachen begannen.

In diesem Moment war es, als plötzlich die Thür ihres Zimmers heftig aufgerissen ward und der junge Hausbesitzer und Dichter mit finsternem zornigen Antlitze hereintrat.

„Madame!“ schrie er heftig, „Madame, was bedeutet dieser Lärmen, und mit welchem Rechte dürfen Sie hier, gerade über meinem Arbeitszimmer, sich 'erlauben, einen solchen Unfug und Lärmen zu treiben. Man hat Ihnen dieses Zimmer nicht vermietet, um darin einen Bal champêtre aufzuführen, und —“

Plötzlich verstummte der zornige junge Mann und blickte erstaunt und überrascht auf diese beiden jungen Mädchen hin, welche, ohne im Mindesten auf seinen Zorn Rücksicht zu nehmen, eben vor ihm mit ineinander verschlungenen Armen eine allerliebste Attitude annahmen und

11
auf einem Bein stehend, halb in die Kniee gesunken, mit zugleich bit-
tenden und lächelnden Blicken zu ihm aufschauten.

Das war ein Anblick, wohl im Stande, den Zorn Arouet's zu dämpfen, und in dem gestrengen, ruheliebenden Hausherrn den heitern und für die Schönheit leicht empfänglichen jungen Mann zu wecken.

„Sie sind es, welche hier wohnen?“ fragte Arouet, mit lächelnden Blicken die schöne Julie betrachtend, die eben in einer allerliebsten Attitude vor ihm stand.

„Ja, wir sind es, die hier wohnen,“ sagte das schöne Mädchen lächelnd. „Ich gestehe Ihnen aber, mein Herr, daß mir unser Nestlein hier lange nicht so prachtvoll erscheint, wie das der Schwalbe da oben in dem Winkel an unserm Fenster.“

„Es ist wahr, dies ist kein Curer Schönheit würdiger Tempel!“ sagte Arouet lebhaft, indem er sich den beiden jungen Mädchen näherte und Juliens Hand ergriff, um sie zärtlich an seine Lippen zu drücken.

Aber Madame Simonet verhinderte ihn daran. Sie hatte bis jetzt, sprachlos vor Erstaunen, dem jungen fremden Herrn zugeschaut, der so keck und ungenirt es gewagt, in ihr Zimmer einzudringen und sich geberdete, als sei er hier der Berechtigte und Privilegirte. Aber diese zärtliche Annäherung an ihre Tochter gab ihr jetzt die Sprache wieder. Sie erhob sich gravitatisch von ihrem Vinsensstuhl und auf Arouet zuschreitend, sagte sie: „Mein Herr, ich möchte Sie vor allen Dingen fragen, was Sie hier in meinem Zimmer wollen, und mit welchem Recht Sie hier eingebrungen sind?“

So sprechend zog sie lebhaft Julien's Hand, welche Arouet noch immer umfaßt hielt, zurück und gab den beiden Mädchen einen Wink, sich zurückzuziehen. Aber sie wollten diesen Wink nicht verstehen, sondern blickten neugierig und lächelnd auf den schönen jungen Mann hin, dessen Blicke ihnen so viel schmeichelhafte Bewunderung ausdrückten.

„Madame,“ sagte Arouet, sich tief vor der würdigen Mutter verneigend, „Madame, ich kam hieher, um mit Ihnen zu zanken wegen Ihres Singens und Tanzens, das mich störte. Jetzt aber, da ich die liebenswürdigen und schönen Störenfriede sehe, welche mich hergeführt, jetzt will ich nicht mehr mit Ihnen zanken, sondern Ihnen nur meinen Dank sagen für diese Störung. Mein Gott, für einen armen unglücklichen Menschensohn ist es immer ein Himmelsglück, wenn er auf seinem Wege zweien Engeln begegnet, welche im Stande wären, ihn an das Paradies glauben zu machen!“

„Sie wissen sich sehr gut auszudrücken, das ist wahr,“ sagte Madame Simonet, „aber ich muß Sie doch bitten, mir zu sagen, wer Sie sind?“

„Nun, ich bin Arouet, der Besitzer dieses Hauses, Madame!“

„Ah, mein Gott, unser Hausherr!“ rief Madame Simonet, die Hände zusammenschlagend. „Ah, dies ist eine große Ehre, welche Sie uns da erzeigen, und jetzt habe ich nichts dagegen, wenn Sie meinen Töchtern einmal die Hand küssen. Gegen seine Hauswirth muß man

immer zuvorkommend und freundlich sein, damit sie nicht gleich grimmig werden, wenn man vielleicht einmal die Miete nicht pünktlich auf den Tag und die Stunde zu zahlen vermag. Nun, meine Kinder rührt Euch, und laßt unsern Hausherrn einmal eine Probe Eurer Kunst sehen!"

Die beiden Mädchen gehorchten willig dem Befehl ihrer Mutter und begannen ihren wirbelnden Tanz auf's Neue, indem sie dabei ihre glänzenden schwarzen Augen mit schelmischen und neckenden Blicken auf den jungen Mann richteten, der mit Entzücken jeder ihrer anmuthigen Bewegungen folgte, und dann und wann in laute Ausrufungen des Beifalls und der Bewunderung ausbrach.

"Nun?" fragte Julie, die älteste der beiden Mädchen, indem sie glühend und athemlos im Tanzen anhielt, „nun, mein Herr, finden Sie, daß wir Talent haben? Glauben Sie wohl, daß wir noch ein anderes Publikum, als das in unserm schönen Jardin de Montauban zu befriedigen vermöchten?"

"Ich glaube, daß Sie dazu berufen sind, die Zierde unsers Ballets zu sein!" rief Arouet emphatisch. „Ich glaube, daß unser großer Tänzer Dupré glücklich sein würde, Sie zu seiner Schülerin zu machen."

Juliens Augen strahlten vor Entzücken und ein bezauberndes Lächeln verkündete ihre Blicke, das indeß bald einem Ausdruck der Trauer weichen mußte.

"Mein Gott," seufzte sie, „warum bin ich zu arm, um einen solchen Lehrer bezahlen zu können!"

"Und warum bedauerst Du das?" fragte ihre Schwester, sie zärtlich umarmend. „Warum wünschst Du Dich hinaus aus diesem friedlichen und stillen Kreise, in dem wir bisher so glücklich und zufrieden gelebt?"

"Ich glaube, ich bin ehrgeizig," sagte Julie sinnend, „ich wünschte, daß die ganze Welt mir so zujuchzte, wie es die braven Leute im Jardin de Montauban thun."

"Und gerade dieser Ehrgeiz ist ein Beweis Ihrer höheren Berufung," rief Arouet. „Ah, mein schönes Kind, ich verstehe und begreife Sie! Sie haben Recht, es ist ein göttlicher und erhabener Gedanke, sich von der ganzen Welt bewundert und gefeiert zu sehen. Ich theile ihn, ich athme nur durch ihn, er ist der Inbegriff meiner Träume und der Sporn aller meiner Bestrebungen. Es muß sehr elend sein, so ungekannt und unbewundert sein ödes Leben dahinsiechen zu lassen! Sie sind dazu viel zu schön, viel zu talentvoll, viel zu ehrgeizig! Ich will Ihnen also helfen, diese Strafe des Ruhmes und Glanzes, nach der sich Ihr Herz sehnt, einzuschlagen; und bald sollen es nicht mehr die rauben Hände der Arbeiter sein, welche Ihnen applaudiren, sondern die behandschuheten Hände von Fürsten und Grafen, von Marquis und Baronen."

"Der Versucher ist gekommen und wird mein armes Kind verlocken und verführen," murmelte Madame Simonet, während ihre zweite Tochter Louison sich an sie schmiegte und mit wehmüthigen Blicken zu

ihrer Schwester hintersah, welche vor dem jungen Mann stand und in athemloser Spannung ihm in's Antlitz schaute.

„Diese Nacht“, flüsterte sie endlich halblaut, „diese Nacht habe ich geträumt, daß ich auf einem wundervollen Theater tanzte, und daß der König mir zuschaute und mir applaudirte. Sie glauben also wirklich, daß dieser Traum Wahrheit werden könnte?“

„Ich glaube es nicht, sondern ich weiß es gewiß. Hier, mein schönes Kind, nehmen Sie diese Hand, welche ich Ihnen biete! Ich mache mich zu Ihrem Cicerone durch dieses Labyrinth des Künstlerlebens, ich werde dem heulenden Cerberus, genannt Kritik, gebieten, stille zu sein und Sie nicht zu beißen, ich werde Sie lehren, wie man das Publikum düpiren und beherrschen, und sich zu seinem Abgott machen kann. Ich endlich werde Sie zu meinem Freund, dem Tänzer Dupré, führen, und um meinetwillen wird er Sie unterrichten, auch ohne Geld und ohne andern Lohn, als das Bewußtsein, dereinst der Lehrer einer berühmten und großen Künstlerin genannt zu werden. Denn sie werden berühmt werden und groß, der König wird Sie tanzen sehen und Ihnen applaudiren, und die Fürsten und Herren werden Ihnen so zujuchzen, wie es jetzt die Arbeiter im Jardin de Montauban thun.“

„Hören Sie auf, hören Sie auf“, murmelte Julie, ihre beiden Hände auf ihren vollen, wogenden Busen legend. „Ihre Worte machen mein Herz wie in tausend Flammen erglühen und versetzen mir den Athem, daß ich ersticken könnte. Oh, mein Gott, mein Gott, ich glaube, wenn das Alles einst Wahrheit werden sollte, wenn der König und die Prinzen und Grafen mir applaudirten und zujuchzten, so würde ich sterben vor Entzücken. Aber ich würde einen solchen seligen Tod doch einem stillen, unbekanntem, unberühmten Leben vorziehen.“

Während sie so sprach, öffnete sich leise die Thür, und ein Livree-dienner trat ein, sich demüthig Herrn Arouet nähernd und ihm einige Worte ins Ohr flüsternd.

„Nun sehen Sie, wie das Schicksal selber Ihren Wünschen entgegen kommt!“ rief der junge Mann lächelnd. „Mein Diener meldet mir so eben, daß Herr Dupré unten in meiner Wohnung ist, und mir einen Besuch zu machen wünscht. Kommen Sie, mein schönes Kind, kommen Sie, damit ich Sie ihm vorstelle. Sie werden vor ihm einige Pas und einige Attituden machen, und er wird sogleich begreifen, welchen einen Schatz ich ihm hier gehoben habe. Er wird Sie heute schon in das Ballet der großen Oper aufnehmen. Kommen Sie also zu dem berühmten Herrn Dupré, Ihrem Lehrer!“

Julie reichte ihm die Hand, und war im Begriffe ihm zu folgen, als ihre Schwester zu ihr hinstellte und sie zurückhielt, indem sie sie mit angstvoller Zärtlichkeit in ihre Arme schloß.

„Geh nicht mit ihm,“ sagte sie flehend. „Bleibe bei uns, Julie! Wir waren bisher so glücklich und zufrieden, so heiter und gesund. Laß es so bleiben, meine Schwester! Mein Gott, ist es nicht gleichgiltig, ob Diejenigen, welche uns applaudiren, Arbeiter oder Könige, Gewürzkrämer oder Grafen sind? Glaube mir, das Applaudiren der hohen Her-

ren gibt keinen anderen Klang, als das Applaudiren der Freunde aus dem Volke, und ihr Beifall wird Dich auch nicht mehr erfreuen, als der Jubel der Arbeiter. Bleibe also bei uns, Julie, damit auch das Glück bei uns bleibe und die Zufriedenheit.“

„Bleibe, mein Kind, bleibe!“ rief ihre Mutter. „Folge dem Versucher nicht, er wird Dich verderben!“

„Nun, werden Sie kommen?“ fragte Arouet, welcher schon auf der Schwelle der Thüre stand und seine großen, brennenden Blicke auf Julie hinwandte. „Werden Sie kommen, um in eine neue, glänzende Welt einzutreten? Sehen Sie, diese Schwelle nur trennt Sie von Ruhm und Glück! Eilen Sie, dieselbe zu überschreiten! Kommen Sie!“

„Ich komme!“ rief Julie, sich entschlossen aus den Armen ihrer Schwester losmachend. „Ja, ich komme! Weine nicht, Louison, und auch Du, meine Mutter, weine nicht! Wenn ich eine Künstlerin bin, so werde ich so viel Geld verdienen, daß meine Mutter nicht mehr nöthig hat, Mäusefallen zu verkaufen, daß Louison nicht mehr auf dem Drahtseil tanzen muß, und daß wir endlich unsern armen Vater aus dem Hospital in eine eigene bequeme Wohnung führen können. Gehen Sie voran, Herr Arouet, ich folge Ihnen!“

III. Die Tänzerin.

Herr Francois Arouet hatte richtig prophezeit! Die schöne Julie Simonet begann Aufsehen zu machen, und Grafen und Fürsten waren jetzt so entzückt von ihr, wie sonst die Arbeiter und Handwerker im Jardin de Montauban. Herr Dupré hatte es übernommen, der Lehrmeister der schönen Julie zu sein, und sie war außerdem von ihm sogleich in das Corps de Ballet der großen Oper aufgenommen worden. Freilich verstand sie noch nicht diese Schwenkungen, Drehungen und Wirbelungen zu machen, wie die Kunst des Ballets sie erfordern, aber ihre Schönheit ersetzte, was ihr an Kunstfertigkeit fehlte, und die schöne Figurantin Julie Simonet hatte nicht einmal nöthig, auf den äußersten Spitzen der Zehen zu tänzeln oder sich auf einem Bein herumzudrehen -- das Publikum applaudirte ihr doch, wenn sie irgend einen Pas oder eine Attitude auszuführen hatte, das Publikum war ihr doch dankbar für ihre Leistungen, wenn ihre Leistungen auch nur in ihrer Schönheit und ihrem bezaubernden Lächeln bestanden. — Aber Julie Simonet besaß noch einen Vorzug, welcher die vornehmen Herren, die sie jetzt umschwärmten, und die jeden Abend auf die Bühne eilten, um einen Blick, ein Wort, ein Lächeln von der jungen Tänzerin zu erbischen, in die höchste Verwunderung, in das ungläubigste Staunen versetzte. Julie Simonet war tugendhaft; sie hörte die Schmeicheleien und die verlockenden Worte ihrer vornehmen Verehrer mit einem unschuldigen Kinderlächeln an, und schien nicht einmal zu verstehen, was darin Beleidigendes oder Verführerisches enthalten war. Julie Simonet war schon seit zwei Monaten Ballet-Tänzerin der großen Oper, und noch wußte man von ihr nicht die kleinste Aventure, doch konnte man noch keinen der Cavaliere, die ihr den Hof machten,

als ihren Liebhaber bezeichnen. Das war in den Tagen der Regent-
schaft des Herzogs von Orleans ein so unerhörtes, so unglaubliches
Phänomen, daß es alle diese vornehmen Cavaliere auf das Ernsthafteste
beschäftigte und ihre Bewunderung für die schöne Figurantin nur noch
steigerte.

Es war heute ein neues prachtvolles Ballet ausgeführt worden;
Dupré, dieser berühmte Lehrer seines noch berühmteren Schülers Best-
ris, Dupré hatte darin geglänzt durch seinen Tanz, Julie Simonet
durch ihre Schönheit.

Sie hatte in dem Ballet die Rolle einer jungen Fee auszuführen
gehabt, und sie war in dieser Rolle, in diesem reizenden, phantastischen,
von Gold und Silber strahlenden Costüm von so wunderbarer, überir-
discher Schönheit gewesen, daß ihre Verehrer schwuren, Julie Simonet
sei wirklich kein gewöhnliches Menschenkind, sondern eine bezaubernde
Fee aus der Märchenwelt und ganz dazu geschaffen, die Huldigungen
der Sterblichen entgegenzunehmen.

„Ich wäre wahrhaftig im Stande, um ihretwillen die größten Thor-
heiten zu begehen“, sagte der Graf von Bantadour zu dem Marquis
de Sévigné, dem er während des Entre-Acts im Foyer begegnete.

„Mein Freund, ich habe schon eine große Thorheit um ihretwillen
begangen“, rief der Marquis achselzuckend. „Ich habe ihr gestern ein
Haus, eine Equipage und 10,000 Francs monatlicher Gage angeboten,
wenn sie Mein sein wollte.“

„Und sie hat dieses wahrhaft fürstliche Anerbieten ausgeschlagen?“

„Sie hat mir ins Gesicht gelacht und mich einen tollen Verschwender
gescholten, den man unter Vormundschaft stellen sollte.“

„Nun, und weiter? Denn, gestehen Sie, daß dies noch immer keine
ablehnende Antwort ist!“

„Warten Sie nur! Ich sagte darauf, sie möge alsdann die Vor-
mundschaft über meine Person übernehmen. Aber sie lachte noch lauter
und erwiderte, sie sei selber noch viel zu jung und viel zu thöricht, um
die Aussicht über einen so ausgemachten Narren, wie ich sei, überneh-
men zu können; ich solle mich mit meinen Anerbietungen an eine der
vornehmen Damen des Hofes wenden, denn bei diesen würde ich gewiß
Erhörnung finden! Nun, das war, denke ich, eine Abfertigung in aller
Form Rechtens, und ihr eifersüchtiges Herz wird zufrieden sein, Graf!“

„Ein Haus, eine Equipage und 10,000 Francs monatlicher Gage!“
murmelte der Graf, indem er den Marquis verließ, um sich hinter die
Bühne zu begeben. „Und diese kleine Diavolezza hat das ausgeschlagen!
Mein Gott, man wird sich also ruiniren müssen, um sie zu erobern! Ich
werde ihr 12,000 Francs bieten! Vielleicht —“

Eben öffnete er die Thüre zu der Garderobe der jungen Tänzerin,
die ihn mit einem kalten, stolzen Neigen des Kopfes willkommen hieß.

„Ich darf doch eintreten?“ fragte der Graf, seine glühenden Blicke
auf Julie heftend, welche eben damit beschäftigt war, ihr Haar zu
ordnen, und es unter dem einfachen kleinen Häubchen zu bergen.

„Ihre Frage kommt zu spät, Graf“, sagte Julie kalt. „Sie sind

eingetreten, ohne es einmal der Mühe werth zu halten, anzuklopfen, und hinterher fragen Sie, ob Sie eintreten dürfen. Das ist nicht logisch, Graf!"

"Meine Gott, man verliert alle Logik, wenn man Sie anschaut in Ihrer wunderbaren Schönheit, meine bezaubernde, herrliche Rosenfee!" rief der Graf emphatisch.

Julie lachte, und indem sie auf das phantastische Feen-Costüm deutete, welches an der Wand hing, und das sie mit einem allerliebsten einfachen Negligée vertauscht hatte, sagte sie: "Die Rosenfee haben wir dort aufgehängt und die sehr irdische, sehr sterbliche Julie Simonet ist wieder aus dieser götterhaften Verhüllung hervorgeschlüpft. Verschonen Sie mich also mit Ihren feenhaften Vergötterungen und reden Sie mit mir wie mit einem irdischen Wesen!"

"Ah, Sie wollen aber nicht hören, was ich mit Ihnen reden möchte!" seufzte der Graf. "Sie wollen nicht hören, daß ich Sie gränzenlos liebe, daß ich Sie anbede. Sie sind grausam, wie ich nie ein Weib gesehen. Sollte man es zum Beispiel wohl glauben, daß Sie Ihre Grausamkeit so weit treiben, Niemanden gestatten zu wollen, daß er Sie in Ihrer eigenen Wohnung aufsuchen darf, sondern daß Sie uns Alle darauf beschränken, Sie hier in dieser elenden Garderobe auf einige Minuten sehen zu dürfen?"

"Mein Herr," rief Julie lachend, "Sie sind aus Ihrer Rolle der Bewunderung herausgefallen! Sie dürften eigentlich keinen Ort elend finden, in welchem ich, Ihre angebetete Göttin, verweile. Was aber Ihre Klage anbetrifft, daß ich keine Besuche in meiner Wohnung annehme, so geschieht das, mein Herr, weil ich meine stille kleine Wohnung liebe, und weil ich nicht will, daß sich Schlangen in mein Paradies einschleichen! Zudem sind da meine Eltern und meine Schwester und alle Drei sind viel zu unschuldig und viel zu rein, um ohne Entsetzen an der Unterhaltung der vornehmen Herren Theil nehmen zu können."

"Jetzt, Julie, jetzt werden Sie grausam gegen sich selber," sagte der Graf eifrig. "Man sollte, wenn man Sie hört, glauben, Sie wären weniger rein und weniger unschuldig, als Ihre Schwester!"

"Das bin ich auch!" rief sie ernsthaft. "Ich habe zu viele Grafen, Vicomte's, und wie Eure vornehmen Titel alle heißen mögen, zu viele von den Hof-Cavalieren des Regenten von Orleans mir von ihrer Liebe sprechen hören, um dabei noch unschuldigen und reinen Herzens sein zu können. Eure Nähe vergiftet, wie der Athem des Basilisken, und wer in Eure Gesellschaft gekommen, der ist auf ewig aus dem Paradiese getreten. Ah, mein Gott, wie viel anders hatte ich mir dieses Leben in der großen Welt, dieses Leben auf der Bühne geträumt, wie viel Entzückungen, welch' eine himmelauffauchende Begeisterung hatte ich mir davon erhofft, und wie anders habe ich das jetzt gefunden, und wie schwer bin ich gestraft worden für meinen kindischen Ehrgeiz!"

"Und Sie klagen, Sie, deren Weg von der ganzen vornehmen Welt von Paris mit Rosen bestreut wird?"

„Es ist wahr, Ihr laßt mich auf Rosen tanzen“, rief sie bitter, „und da ist denn ganz natürlich, daß sich die Dornen tief in meine Füße einbohren.“

„Nun so verlassen Sie die Bühne!“ rief der Graf leidenschaftlich. „Verlassen Sie die Bühne, Julie, und entschließen Sie sich, mir zu folgen! Sie sagen, wer in unserer Gesellschaft gewesen, sei auf ewig aus dem Paradiese verbannt! ich aber will Ihnen beweisen, daß Sie im Irrthum sind; ich will Ihnen ein Paradies schaffen, dessen angebetete, strahlende Göttin Sie sein sollen! Folgen Sie mir, Julie, ich bin reich genug, um alle Ihre Wünsche befriedigen zu können. Ich biete Ihnen ein glänzendes Hotel, eine prachtvolle Equipage, reich gallonirte Diener, und endlich ein monatliches Madelgeld von 12,000 Francs.“

Ein Blitz ihrer großen schwarzen Augen traf den Grafen, der bald vor ihr hingefunken war und in athemloser Ungebuld ihrer Antwort entgegenharrte.

„Wissen Sie“, fragte sie endlich lächelnd, „wissen Sie, daß mein Vater Seiltänzer und meine Mutter eine Mausefallenhändlerin ist, und daß meine Schwester auf dem Trathseil im Jardin de Montauban tanzt?“

„Mein Gott, was hat diese Frage mit meiner Liebe, mit Ihnen zu schaffen?“ rief der Graf ungeduldig.

„Ich frage Sie, wissen Sie das?“

„Nun ja, ich weiß das so gut, wie ganz Paris es weiß!“

„Und Sie sagen, daß Sie mich lieben?“

„Ich liebe Sie nicht, ich bete Sie an, und wenn Sie meine Wünsche erhören und die Meine sein wollen, so wird mein ganzes Leben nichts weiter sein, als das fortgesetzte Bestreben, Sie glücklich zu machen!“

„Nun wahrlich, Graf, Sie zwingen mich, an Ihre Liebe zu glauben!“ rief Julie lebhaft. „Welch einen größern Beweis Ihrer edlen und leidenschaftlichen Zuneigung könnte ich verlangen. Sie kennen meine niedrige, fast lächerliche Herkunft, und Sie haben dennoch den Muth, der Lächerlichkeit und dem öffentlichen Scandal zu trotzen und mir Ihre Hand anzubieten! Herr Graf, so viel Großmuth und Liebe hat mich überwunden und besiegt. Hier meine Hand, ich nehme Ihren Vorschlag an, und indem ich an Ihre wahre Liebe glaube, bin ich bereit, Ihnen zum Altar zu folgen und Ihre Gemalin zu werden.“

Der Graf fuhr entsetzt von seinen Knien empor und wich scheu einige Schritte zurück. „Meine Gemahlin!“ murmelte er. „Sie glauben, ich habe Ihnen einen Heirathsantrag gemacht?“

Julie Simonet brach in ein lautes, lustiges Lachen aus. „Ah, mein armer Graf,“ rief sie; „wenn Sie wüßten, welche eine traurige pitoyable Rolle Sie eben spielen! Sie sehen gerade aus, wie auf der Bühne der Harlequin, wenn er auf einer Lüge ertappt worden und dafür mit der Pritsche gezüchtigt wird! Gehen Sie, ich wollte Sie ein wenig züchtigen, und es ist mir gelungen. Ich habe Sie auf

die Probe gestellt, weiter nichts! Sie schwören, mich zu lieben, und doch erfüllt der Gedanke Sie mit Entsetzen, daß ich Ihre Gemahlin werden könnte."

"Aber bedenken Sie, Theuerste," stammelte der verwirrte Graf, "meine Familie ist von dem ältesten Adel, wir haben seit Jahrhunderten sogar das Recht, in der Carosse des Königs Platz zu nehmen und beim kleinen und großen Leber zugegen zu sein. Solche Vorrechte legen uns Verpflichtungen auf, die wir heilig halten müssen, und wie glühend ich Sie liebe und anbete, darf ich doch nimmermehr daran denken, Sie um das Glück zu bitten, meine Gemahlin sein zu wollen. Die Vorurtheile der Welt, die Gesetze des Adels berauben mich die, es unschätzbaren und beneidenswerthen Vorzugs!"

"Genug, genug!" rief Julie lachend. "Sie spielen noch immer den verblüfften und ertappten Harlequin! Erhören Sie sich, Graf, und fürchten Sie nichts von mir! Ich werde Sie nicht mit Gewalt zum Altar schleppen, ich habe durchaus keine Neigung, eine Gräfin zu werden, aber ich habe die, ich gestehe es, lächerliche Caprice, ein ehrbares und tugendhaftes Mädchen sein zu wollen, obwohl ich eine Tänzerin und nur die Tochter eines Seilkänzers und einer Mausfallenhändlerin bin. Wer meine Liebe besitzen will, muß damit zugleich auch meine Hand annehmen, und nur ihrem Gemahl wird Julie Simonet sich zu Eigen geben. Merken Sie sich das, mein lieber Graf, und wiederholen Sie es Ihren Freunden, diesen vornehmen Herren, welche mir, gleich Ihnen, Häuser und Equipagen und Gold anbieten. Ich lache über solche Anerbietungen, denn ich habe nicht das Recht, mich davon beleidigt zu fühlen, aber ich kann Sie doch verspotten und die lägenhafte Maske von Ihrem Antlitz reißen. Gehen Sie, von heute an werden Sie nicht mehr behaupten, mein Anbeter zu sein, denn das Gespenst des Traurings und des Ehegelöbnisses steht hinter Ihnen und wird Sie und hoffentlich auch alle meine vornehmen Anbeter verschrecken!"

Und Julie Simonet begann mit heller, schmetternder Stimme ein kleines neckisches Liedchen zu trällern und fröhlich dabei im Zimmer umher zu tänzeln.

Graf Vantadour sah ihr mit träumerischen, sinnenden Blicken zu. Als das junge, übermüthige Mädchen endlich ganz erschöpft auf den Divan hinsank, trat er zu ihr heran und ergriff ihre Hand, um sie an seine Lippen zu drücken.

"Sie sind ein Engel," sagte er, "und ich habe also nicht das Recht, mit Ihnen über die harten Worte, welche sie vorhin gesprochen, zu zürnen. Vielleicht werden Sie eines Tages doch noch gestehen müssen, daß Sie mir Unrecht gethan, und daß meine Liebe größer und stärker war, als Sie glauben. Leben Sie wohl, Julie; leben Sie wohl! Ich ehre Tugend zu sehr, um sie noch weiter versuchen zu wollen. Bleiben Sie, so wie Sie sind, und vielleicht wird alsdann das Schicksal Sie belohnen, wie Sie es verdienen."

Er verneigte sich tief vor ihr und verließ dann, rückwärts gehend,

als verabschiedete er sich von einer Königin, das kleine Gemach der Tänzerin.

Julie blickte ihm lächelnd nach. „Wieder ein Anbeter, dessen ich mich entledigt und den ich mit meinem Ehegespenst verschuecht habe! Aber man muß gestehen, daß er seine Rolle bis zu Ende gut gespielt hat! Mögen Sie immerhin Alle mich verlassen, ich weiß doch Einen, der mir treu bleibt und der nicht vor dem Gedanken zurückschreckt, der Gemahl einer Tänzerin zu werden. Oh dieser Eine, Eine, den mein Herz immerfort ruft, warum kommt er nicht, warum läßt er mich heute so lange warten, da er mir doch versprochen mich abzuholen? Ah, ich höre seinen Schritt, er ist es — Arouet kommt!“

Das junge Mädchen eilte der Thür zu, welche sich eben öffnete, und in welcher der junge François Arouet erschien. Julie Simonet streckte ihm mit einem glücklichen Lächeln ihre beiden Hände entgegen.

„Wie Sie spät kommen, François!“ sagte sie.

Arouet küßte ihre Hände, die er dann fest an seinen Busen drückte. „Es ist wahr, ich habe mich verspätet,“ sagte er, „aber dafür bringe ich Ihnen jetzt auch eine frohe und glückliche Nachricht. Ein Verwandter von mir ist gestorben und hat mir ein kleines Lehensgut hinterlassen. Ach, Julie, Sie freuen sich nicht mit mir, Sie haben eine traurige Miene?“

„Ich hörte nur, François, daß Ihnen ein Verwandter gestorben sei und dachte, daß ohne Zweifel Ihr Herz um ihn trauerte!“

Der junge Mann lachte. „Theures Kind,“ sagte er, „es wäre sehr beschwerlich, um Jeden trauern zu müssen, der zufällig mit uns aus Einem Blute entsprossen ist. Und warum wollen Sie, daß ich um diesen alten Mann trauern soll, der sich ausgelebt und dem die Welt nichts mehr zu bieten hatte, nichts mehr als ein Grab! Denken wir nicht mehr an ihn, Theuerste, sondern denken wir ein wenig an uns selber! Ich bin also jetzt der Erbe eines kleinen Lehngutes, das Beau-taire heißt und von welchem ich morgen feierlich Besitz nehmen werde. Oh! das soll ein Fest werden, ein reizendes, erhabenes Fest, und folglich müssen Sie dabei sein, Julie, denn ohne Sie würde ihm die Würze und das Sonnenlicht fehlen. Oh, Julie, wir wollen morgen für einen ganzen Tag lang vergessen, wer wir sind, und statt Künstlerin und Dichter, wollen wir nur frohe Menschenkinder sein, welche sich der Natur und des Lebens freuen und von dem Schicksal nichts weiter verlangen, als ein wenig Sonnenschein, ein wenig laue Luft und einen grünen, blumigen Rasenteppich, um darauf zu tanzen oder, Arm in Arm geschlungen, hinzusinken, in seine weichen dustigen Naturfissen. Wir wollen uns eine Idylle träumen, eine Scene aufführen aus dem Leben von Philemon und Baucis, als sie noch jung waren.“

„Ja, ja, das wollen wir!“ rief Julie in die Hände klatschend und fröhlich umherhüpfend. „Sie haben da eine himmlische Idee gehabt, theuer François!“

„Eine Idee, welche es wohl verdient, daß mir Julie dafür eine

Umarmung bewilligt," sagte Arouet zärtlich, seine Arme nach dem jungen Mädchen ausbreitend.

Sie warf sich erröthend und lächelnd an seine Brust. „Mein Gott," murmelte sie, „mein Gott, Sie wissen es wohl, wie sehr ich Sie liebe!"

IV. Eine Fahrt nach Veautaire.

In der Frühe des nächsten Morgens hielt ein einfacher Koffer vor dem Hause des jungen Arouet, und dieser eilte, seine Geliebte zu der verabredeten Landpartie abzuholen. Sie kam ihm glühend vor Ungeduld und freudiger Erwartung entgegen, und leicht wie eine Gazelle hüpfte sie vor ihm die Treppen hinunter zu dem bereitstehenden Wagen.

„Und nun fort, mein Freund, fort aus diesem schmutzigen, staubigen und düstern Paris! Mein Gott, wie mein Herz klopfet vor Ungeduld und Erwartung! Denn Sie müssen wissen, François, daß ich noch niemals auf dem Lande gewesen bin. Ich armes Kind der Mansarde und der Straße, ich weiß und kenne nichts von der Natur.“

„So sieh Dich in den Spiegel, Kind, dann wirst Du ein herrliches und schönes Stückchen Natur erblicken!" sagte Arouet lächelnd. „Es blüht da draußen in den Gärten keine Blume so schön, wie diese holde Mädchenblume Julie Simonet.“

„François, ich bitte Sie, nur heute keine Schmeicheleien!" rief Julie eifrig. „Vergessen wir doch heute die Sprache der Städte; lassen Sie uns Kinder sein, lachen, tanzen und singen, weiter nichts! Warten Sie nur! Wenn wir erst in Ihrem Garten sind, dann will ich Ihnen das von mir erfundene Ballet aufführen, das ich im Jardin de Montauban tanzen wollte, als Sie mich zu einer vornehmen Tänzerin machten. Ja, ja ich werde Ihnen heute auf Ihrem Rasenplatz den Tanz der Zicklein aufführen, und Bocksprünge will ich machen, und meckern will ich, daß Sie weinen sollen vor Lachen! Aber sehen Sie, hier haben wir die Barrière von Paris verlassen, jetzt kommen wir in eine neue, fremde, göttliche Welt! Fühlen Sie nur, wie anders die Lust hier ist, so frei, so frisch, so duftig. Und dort, o mein Gott, hören Sie nur, dort singt ein Vogel! Oh, lachen Sie nicht, Arouet, lachen Sie nicht; schweigen Sie und lassen Sie uns diesem göttlichen Vogelgesang zuhören!"

Sie lehnte sich, erschöpft von so viel Aufregung, in den Wagen zurück und blickte träumerisch in den Himmel empor. Dann lachte sie wieder und warf den Bäumen, an denen sie vorüberfuhr, Kufshände zu, und trällerte und sang mit den Vögeln um die Wette.

„Wissen Sie, daß ich heute zum ersten Male seit vielen Jahren wieder bedauere, nicht mehr ein Kind zu sein?" fragte Arouet, welcher staunend und fast gerührt der freudigen Erregung Juliens zugehört hatte. „Die Welt ist so schön, wenn man sie mit Kinderaugen betrachtet!"

„Nun, warum, wenn Sie das wissen, wollen Sie sie nicht mit solchen Kinderaugen betrachten?"

„Weil mir die Welt und vor allen Dingen die Frauen den Staar

21

gestochen, und aus einem harmlosen unschuldigen Kinde einen zweifeln, ungläubigen Mann gemacht haben. Wie wollen Sie, daß ich noch die Augen eines Kindes haben soll, ich, der schon so Vieles erlebt und gesehen hat! Ach, Julie, Sie wissen es nicht, was ich schon Alles gesehen habe!"

Und indem er so sprach, richtete sich Arouet von seinem Sitze empor und die Arme ausbreitend begann er mit einer Stimme so voll und pathetisch, daß sie das Rollen des Wagens überbörte, zu declamiren:

Ich sah euch traurig düstre Drie,
Sah die Bastille und Vincennes.
Ich sah —

„Nicht weiter, ich bitte Sie um Gotteswillen, nicht weiter!“ rief Julie, indem sie den begeisterten Dichter auf seinen Sitz niederzog und ihm mit ihrer kleinen Hand den Mund verschloß. „J'ai vu! J'ai vu! Sie haben noch den fecken Muth, dieses unglückselige Gedicht zu recitiren, und haben doch um dasselbe schon ein halbes Jahr in der Bastille gefessen.“

„Eine Gefangenschaft, für welche ich dem Regenten fast zu Dank verpflichtet bin,“ sagte Arouet lachend, „denn diese Gefangenschaft hat meinen Namen, so abgeschmact er immer ist, doch mit seinem ersten Ruhm versehen, und das Gedicht: „J'ai vu“ hätte vielleicht sonst nicht einen so glänzenden Erfolg gehabt. Aber lassen Sie uns heute nicht reden von dem, was ich gesehen habe, sondern von dem, was ich sehe! Fort mit der Vergangenheit! Sie soll uns keinen Wermuthstropfen in den vollen Glücksbecher dieses Tages werfen! Lachen Sie wieder, Julie, oh ich bitte, lachen Sie! Es ist eine so himmlische Melodie in Ihrem Lachen, und ich, welcher sonst schon Alles angezweifelt, ich zweifle nicht an Ihnen, wenn ich Sie lachen höre, Julie!“

Und Julie lachte wieder und plauderte so heiter und unbefangen, wie ein glückliches, vertrauensvolles Kind. — Unter Scherzen und fröhlichem Geplauder erreichten sie das Ziel ihrer Fahrt, das kleine Dorf Beautaire, dessen Besitzer Arouet geworden. Vor dem hübschen stattlichen Hause, der Residenz des Gutsherrn, hielten sie an, und ein Diener eilte herbei, den Wagenschlag zu öffnen.

„Ist Alles bereit?“ fragte Arouet, bei dem Diener stehen bleibend, während Julie voll ungeduldiger Neugierde die zu dem Hause emporführenden Treppen hinaufeilte.

„Ja, gnädiger Herr, es ist Alles bereit“, erwiederte der Diener. „Die Tafel ist gedeckt, und in der Küche arbeitet der Koch mit seinen Gehilfen an der Bereitung seines feinen und schönen Diners, zu welchem ich gestern aus Paris Alles mitgebracht habe.“

„Sorge nun dafür, daß der Champagner recht kühl und die Trüffel recht weich sind!“ sagte Arouet, „und sobald meine Gäste von Paris kommen, führe sie zu mir in den Garten.“

Nachdem er seine Befehle ertheilt, folgte Arouet dem jungen Mädchen, das in den großen, hinter dem Hause gelegenen Park geeilt war. Sie hüpfte ihm freudig entgegen und nickte ihm zu.

„Sehen Sie nur, Arouet, wie schön es hier ist und welch ein reicher Erbe Sie geworden! Schauen Sie dort die herrlichen Blumen und da drüben den duftigen Nasenplatz, und hier zur Seite dieses allerliebste Bosquet!“

„Und dort drüben die schöne, dicht verschlungene Laube von Geißblatt und Rosen! Kommen Sie, Julie, lassen Sie uns dorthin gehen und ein wenig ruhen!“ Er wollte sie mit sich fortziehen nach der Laube, aber sie wehrte ihn lachend zurück. „Ich mag nicht ruhen,“ sagte sie, „sondern ich will umherflattern wie der Schmetterling, der sich dort auf der Rose wiegt. Sehen Sie, jetzt hebt er sich empor, jetzt fliegt er weiter! Mein Gott, warum habe ich keine Flügel? Nun, aber ich habe Füße! Laufen wir also! Sehen wir, ob wir den Schmetterling einholen können! Ihm nach, Arouet, ihm nach!“

Wie eine Atalante hüpfte sie von dannen und kaum vermochte Arouet ihr zu folgen.

Sie hatten lange gelacht, geschäkert und geplaudert, aber endlich war Julie schweigsam und still geworden, endlich fühlte sie sich ermüdet von so viel Freude und Aufregung, und begehrte der Ruhe und Erholung. Arouet führte sie zu der Rosenlaube und eilte dann dem Hause zu, um noch einmal die Anordnungen zu dem kleinen Feste, das er heute geben wollte, zu prüfen und seine letzten Anordnungen zu treffen.

Julie war also jetzt allein und auf die weiche Nasenbank niedersinkend, versuchte sie zu ruhen und zu schlafen. Aber wie hätte sie schlafen können mit diesem Aufruhr, diesem Sturm von Freude und Entzücken in der Brust! Sie saß da, auf der Nasenbank und träumte, aber mit offenen Augen und lächelndem Munde.

Sie träumte von der Zukunft, von dieser strahlenden, leuchtenden Zukunft an des Geliebten Seite. Arouet liebte sie, er hatte ihr das so oft gesagt, und sie glaubte ihm, weil sie ihn liebte. Arouet liebte sie und es war daher natürlich, daß sie sich bald verheiratheten. Nichts stand ihrer Verbindung jetzt im Wege. Arouet war unabhängig, reich und frei. Sie war unabhängig und frei wie er, und, Dank ihrem Engagement bei der großen Oper, kam sie nicht als Bettlerin zu ihm. Sie hatte eine glänzende Gage und eine glänzendere noch war ihr in Aussicht gestellt. Sie durfte also nicht beschämt erröthen, wenn Arouet sie heirathete, sie war ihm ebenbürtig durch ihr Talent und ihre Schönheit. — Welche Wonne aber war es, sich als seine Gemahlin zu träumen, zu denken, daß sie einst als Herrin in diesem Garten, diesem Hause walten würde, daß sie den Namen ihres Geliebten tragen, und, beschützt von der Würde ihrer Frauenschaft, nicht mehr gezwungen sein würde, die Liebeserklärungen und schmachvollen Anerbietungen der übermüthigen Cavaliere anzuhören.

Wenn ich erst Arouets Frau bin, werden sie Alle Respect vor mir haben müssen, dachte sie. Niemand wird es wagen dürfen, Arouets Frau ohne Ehrerbietung zu nahen, und ob er neben mir ist oder fern von mir, immer werde ich doch unter dem Schutze seines Namens und seiner Liebe stehen.

Dann dachte sie, wie erstaunt und verwundert alle diese vornehmen Herren sein würden, wenn sie, welche alle ihre glänzenden Anerbietungen ausgeschlagen, jetzt die Frau und zugleich die Geliebte des jungen Dichters Arouet würde, dessen Einkommen vielleicht im ganzen Jahre nicht mehr betrüge, als Jene ihr für jeden Monat angetragen.

Aber was thut's, sagte sie halblaut vor sich hin, wir werden zu seinem Einkommen noch meine Gage haben. Gott sei Dank, daß ich nicht nöthig habe, meinem Geliebten zur Last zu fallen, sondern mir selber Geld verdienen kann! Ich werde fleißig studiren und hoffentlich bald eine Künstlerin sein. Dann werden wir Ruhm und Geld haben, Geld genug, daß auch meine armen Eltern ein genußvolles, ruhiges Leben führen können und Louison nicht mehr nöthig hat, auf dem Drahtseil zu tanzen.

Aus diesen Träumen voll Hoffnung und Glück weckte sie Arouets Stimme, der sich der Rosenlaube näherte, indem er leise ein Liedchen vor sich himmurmelte.

Julie flog von ihrem Sitz empor und eilte ihm entgegen mit einem Gefühle von Glück und Freude über seinen Anblick, als habe sie ihn lange Zeit entbehren müssen.

Sie war so wunderschön in ihrer erröthenden Liebesfreude, daß ihr Geliebter der Sehnsucht, sie in seine Arme zu schließen, nicht widerstehen konnte.

„Mein Gott, wie schön Sie sind,“ sagte er, sie fest an sich drückend, „so schön und wunderbar, wie ein verkörpertes Feenmärchen!“

„Ah, Sie sprechen gerade, wie der Graf von Bantadour!“ sagte sie lachend, indem sie sich mit jungfräulicher Verschämtheit seiner Umarmung entzog.

„Also auch der Graf von Bantadour liebt Sie, Julie?“

„Ja er liebt mich,“ sagte sie achselzuckend. „Das heißt, so wie sie Alle mich lieben, Alle, außer Ihnen, mein Francois. Sie wollen mich Alle kaufen, und für ihr Geld und ihre Brillanten meinen sie mich selbst und meine Liebe und meine Ehre sich eintauschen zu können. Sie wollen mich besitzen wie ein kostbares, theures Spielzeug, das eben Mode ist, und welches man nachher bei Seite wirft, wenn es außer Mode gekommen. Oh, Arouet, wie überrascht und beschämt werden sie alle sein, wenn sie erfahren, daß wir uns lieben. Daran dachte ich vorher, und wie sie voll Scham die Augen nieder schlagen müssen, wenn die kleine Tänzerin Julie Simonet nun die ehrbare Gemahlin des Herrn Francois Arouet geworden ist!“

Sie sah in ihrer Unschuld und Harmlosigkeit gar nicht, wie Arouet erbleichte und welche flammende wilde Blicke er auf sie schleuderte. Ganz unbefangen fuhr sie fort: „Wenn ich erst Madame Arouet bin, werde ich keinen dieser Herren empfangen, auch nicht einmal auf der Bühne. Das schickt sich nicht für eine verheirathete Frau und Sie müssen wissen, daß ich eine sehr ehrbare und strenge Frau sein werde!“

„Eine sehr ehrbare Frau, und doch wollen Sie auf der Bühne bleiben!“ rief Arouet mit einem herben Lachen, welches Juliens Herz

erheben machte. „Kind, Kind, wie jung Sie sind und wie wenig Sie die Welt kennen! Sie denken also alles Ernstes daran, zu heirathen? Sie wollen unsere freie schöne Liebe in die Fesseln der Ehe schlagen, und den erhabenen Götterfunken zu einer trüben Nachtlampe verwenden, welche Ihnen die Kinderstube und das große Ehebett beleuchtet? Sie wollen den rauschenden vollen Strom unserer Jugendbegeisterung einzwängen zu einem schmalen Bach, damit er uns das Müßrad der Alltäglichkeit und Gewöhnlichkeit schnurrend herumdrehe? Haben Sie denn nicht bedacht, daß Sie damit alle Poesie, alles Glück, allen Ruhm zu Grabe tragen würden? Haben Sie nicht bedacht, ihr brüchtes Kind, daß Sie mit diesem Wunsche Ihre eigene Zukunft und die meine erschüttern?“

Er sah sie mit so wilden, zürnenden Blicken an, daß Julie entsetzt zurück wich und sich ihre Augen mit Thränen füllten.

„Ach, Sie lieben mich nicht, Arouet?“ sagte sie, ihre beiden Hände auf ihr angstvoll klopfendes Herz legend.

„Ich liebe Sie, Julie, aber ich liebe Sie nicht auf diese alltägliche, nüchterne Weise, welche Sie zu wünschen scheinen. Nein, Kind, Sie sind nicht dazu geschaffen, als ehrsame Hausfrau ein stilles, eingefriedigtes, ehrbares Leben zu führen und Gott zu danken, wenn er Ihnen alljährlich ein leichtes Wochenbett und ein gesundes Kind giebt; Sie sind nicht dazu geschaffen, um mit dem Schlüsselbund an der Seite Ihre Hausrechnung zu überschlagen und mit der Köchin auf dem Markt zu gehen. Frei müssen Sie sein wie eine Libelle; die bunten, durchsichtigen Flügel Ihrer Schönheit sind viel zu zart, um sie mit der Last der Alltäglichkeit und des ehrbaren Hausstandes zu Boden zu drücken. Sie sind eine Künstlerin, Julie, bedenken Sie das wohl; eine Künstlerin aber gehört der Welt an und Jeder hat ein Recht darauf, sie zu bewundern, anbeten, vergöttern zu können; sie gehört Jedem an und darf daher an keinen Einzelnen sich fesseln wollen. Eine verheiratete Künstlerin, welch ein Un Ding das ist! Wer wird an Ihr verlockendes süßes Lächeln, Ihre feurigen Blicke, Ihre anmuthigen, bezaubernden Coquetterien auf der Bühne noch glauben wollen, wenn Sie außer der Bühne eine verheiratete und noch dazu eine ehrbare Frau sein wollen! Sich verheirathen heißt für eine Künstlerin so viel, als ihr Publicum für immerdar entnüchtern und enttäuschen. Eine Künstlerin darf sich mit Niemand Anders als mit ihrem Publicum verheirathen.“

„Nun denn“, sagte Julie, welche die heftige Erregung Arouet's falsch deutete und meinte, er zürne ihr, weil sie daran gedacht, als seine Gemalin noch Tänzerin auf der Bühne zu bleiben. „Nun denn, Arouet, ich entsage also der Bühne, und wenn es, wie Sie sagen, sich nicht mit einander verträgt, verheiratete Frau und Künstlerin zu sein, so gebe ich es auf, Künstlerin zu sein. Das Glück, Ihre Gemalin zu sein, ist nicht zu theuer mit diesem Opfer erkaufte!“

Sie lehnte zärtlich ihr Haupt an seine Schulter, aber Arouet wehrte sie zurück und sein Antlitz ward noch düsterer und wilder.

„Sie wollen also nicht bloß Sich, Sie wollen auch mich ver-

nichten", sagte er. "Um einer tugendhaften Caprice zu genügen, wollen Sie meinen Ruhm, meine Zukunft und meine Größe unter die Füße treten! Nein, nein, ich werde besonnen und weise sein für uns Beide. Ich werde Sie verhindern, sich selber und mich unglücklich zu machen! Denn unglücklich würden wir sein, Julie, wenn wir uns fesselten. Frei wie der Adler muß des Dichters Geist sich emporschwingen können und keine Fessel und keine Schranke muß ihn hemmen. Frei muß ich sein, wenn ich dichten soll! Wehe mir, wenn ich eines Tages in meinem Studirzimmer Kindergeschrei und Hausfrauengezänke vernehmen müßte, oder wenn die eifersüchtigen Blicke meiner Gemahlin mir vermehren wollten, einer andern Schönheit zu huldigen, als der ihren. Oh Julie, Julie, ich würde Sie hassen und verabzueuen, wenn Sie meine Frau wären; ich würde nicht mehr sehen, wie schön Sie sind und wie liebreizend. Gönnen Sie mir das Glück, Sie zu lieben, Sie anzubeten; morden Sie unsere Liebe nicht, indem sie dieselbe in die Ehe schleppen!"

Er zog das arme zitternde Mädchen leidenschaftlich in seine Arme; sie ließ ihr Haupt an seine Brust sinken und ein Strom von Thränen entzündete ihren Augen.

"Ach, es war ein so schöner Traum!" flüßerte sie leise. "Ich dachte es mir als ein so stolzes Glück, Ihre Gemahlin zu sein."

"Sie sind eine holde, bezaubernde Thürin," sagte Arouet lachend. "Glauben Sie mir, Julie, eines Tages würden Sie mich gehaßt haben, wenn ich das Opfer angenommen hätte, welches Sie mir heute bringen wollten. Sie sind jung, Sie sind schön, Sie sind ehrgeizig! Nun, die Welt liegt huldigend zu Ihren Füßen und wird Ihnen alle die Triumphe gewähren, welche Ihr Ehrgeiz nur verlangen, Ihr Stolz nur wünschen kann. Genießen Sie also Ihre Jugend und Ihre Schönheit. Flattern Sie tändelnd von Genuß zu Genuß, von Blume zu Blume. Sie werden allmächtig sein, wenn es Ihnen gelingt, ein kaltes Herz zu haben und die Menschen in ihrer Schwäche und Erbärmlichkeit zu durchschauen und zu berechnen. Und dann eines Tages, Julie, wenn Sie genug genossen, genug gelebt, genug geliebt haben — eines Tages, wenn wir Beide uns mit blutendem Herzen gestanden haben, daß unsere Liebe der menschlichen Schwäche erlegen, daß unsere Gluthen ausgebrannt sind und nichts mehr übrig geblieben ist, als kalte todte Asche, dann, Julie, dann heirathen Sie! Dann vermählen Sie sich irgend einem vornehmen, reichen Dummkopf, der die Narrheit hat, eine Frau für treu und tugendhaft halten zu wollen, dann ziehen Sie sich immerhin in die Ehrbarkeit und Häuslichkeit zurück und machen Sie aus den Lorbeer- und Myrthenkränzen, welche Ihnen Ihre Künstlerlaufbahn eingebracht, sich ein Kissen, um darauf zu ruhen!"

Julie hatte ihm anfangs mit strömenden Thränen zugehört, allmählig aber waren ihre Thränen versiegt, oder in ihr Herz zurückgefloßen.

Als Arouet seine Rede geendet, stand Julie ihm noch immer

schweigend, mit niedergeschlagenen Augen und mit finster gerunzelter Stirn gegenüber.

„Sie antworten mir nicht, Julie?“ fragte Arouet. „Sie sagen mir nicht, ob meine Worte Sie überzeugt haben?“

Langsam hob sie den Blick zu ihm empor und wie sie ihn ansah mit diesen Augen, welche plötzlich einen so finstern, strengen, fast gehässigen Ausdruck angenommen, hatte Arouet ein Gefühl, als sei sie plötzlich verwandelt, als sei es ein ihm ganz fremdes, unbekanntes Wesen, welches da vor ihm stehe.

„Ich habe Sie wohl verstanden und wohl begriffen,“ sagte sie mit einer Stimme, die fast rauh und scharf klang. „Ja, ich habe Sie wohl verstanden, und wenn ich nicht das Unglück hätte, Sie zu lieben, würde ich Sie von dieser Stunde an hassen! Ach Arouet, Arouet, warum mußte ich Sie kennen lernen! Sie haben heute Gift in mein Ohr geträufelt, Gift, welches meine Unschuld, meine Jungfräulichkeit, meine Ehre und endlich auch meinen Glauben an die Menschheit ermorden wird!“

„Mein Kind, um glücklich zu sein, muß man vor allen Dingen der ganzen Welt mißtrauen,“ sagte Arouet lachend, „und was Ihre Ehre und Unschuld anbetrifft, so sind das Probleme, über welche man gar nicht nachdenken muß, wenn man als junge, viel begehrte, viel bewunderte Tänzerin auf der Bühne erscheint, um die ganze Welt mit zierlichen Pirouetten zu entzücken und sie in Ertause zu versetzen durch den Anblick eines classisch schönen Beines und einer runden üppigen Gestalt. Weinen Sie also nicht, Julie, sondern lassen Sie uns heiter sein und das Leben genießen, als ein paar weise Epicuräer, und unserer Jugend uns freuen!“

„Ich weine auch nicht,“ sagte Julie mit einem traurigen Lachen, welches sie ihrem Herzen abgerungen. „Sehen Sie nur, es stehen keine Thränen in meinen Augen und mein Herz klopft so leise und langsam, mein Gott, so leise, daß man meinen sollte, es sei gestorben!“

„Und Sie zürnen mir auch nicht, Julie?“

„Ich Ihnen zürnen, Arouet? Sie sind sehr aufrichtig gegen mich gewesen, das ist Alles! Ich habe die Welt durch eine verschönernde und bezaubernde Brille betrachtet, Sie haben mir diese Brille von den Augen genommen! Dafür bin ich Ihnen eigentlich Dank schuldig, und wenn ich denselben heute nicht so glühend äußere, als ich es eigentlich sollte, so liegt das daran, daß es Gefühle gibt, welche sich nicht in Worte fassen lassen, daß —“

Das laute Geräusch mehrerer heranrollender Wagen unterbrach sie.

„Das sind die Freunde, welche ich hieher geladen,“ sagte Arouet. „Kommen Sie also, Julie, kommen Sie! Wir wollen die Freunde willkommen heißen und mit ihnen zur Tafel geben. Geben Sie mir Ihren Arm, Theuerste, und lassen Sie uns heiter sein, wie es unserer Jugend geziemt!“

„Ja, ja, wir wollen heiter sein!“ rief Julie mit einem Lachen, das aber fast wie unterdrücktes Schluchzen klang.

VI. Die Namenstaufe.

Aber sie hielt Wort, sie war heiter. Sie zeigte den übermüthigen und lebenslustigen Freunden Arouet's ein lachendes Gesicht; sie duldete ihre Scherze und hatte nichts dagegen, daß Arouet sie heute zum ersten Male vor fremden Ohren seine Geliebte nannte.

„Sie zürnen mir nicht?“ fragte er sie, als er es das erste Mal gewagt, sie vor diesen fremden Augen zu umarmen.

„Warum sollte ich Ihnen zürnen?“ sagte sie langsam. „Sie haben heute unserer Liebe die Maske abgenommen. Möge nun die ganze Welt ihr wahres Antlitz sehen!“

Und immer übermüthiger wurde ihre Fröhlichkeit, immer ausschlassener ihre Scherze. Sie sang ihre fröhlichen neckischen Lieder, während die Männer mit den weingefüllten Bechern zusammenstießen, und von Zeit zu Zeit, während die Uebrigen die köstlichen pikanten Speisen genossen, sog sie von ihrem Sitze empor und führte vor ihnen reizende Tanzsolt aus, welche ihre Zuschauer entzückten und ihre Augen feuriger glühen machten. Dann eilte sie erschöpft zu ihrem Sitze an Arouet's Seite zurück und lehnte lachend und athemlos ihr glühendes Gesicht an seine Schulter.

Niemand ahnte, daß diese wilde Lustigkeit nichts weiter war, als der Paroxismus ihrer Verzweiflung, und daß sie so laut lachte, weil sie nicht laut weinen wollte.

„Und jetzt, meine Freunde“, sagte Arouet, als sie beim Desert waren und der Champagner in den Gläsern und den Köpfen brauste, „jetzt will ich Euch sagen, weshalb wir hier sind und was dieses Fest bedeuten soll. Es ist ein Kindtaufen, müßt Ihr wissen, ein heiliges, großes Kindtaufen, bei welchem Ihr Alle das Kindlein als gute und tugendhafte Pathen aus der Taufe heben sollt. Ihr seht mich erkannt an? Ihr fragt, wo das Kindlein ist, welches Euch um Euren Namen und Euren Segen bittet? Nun, ich sage Euch, es ist ein Kindlein, welches noch in den Windeln des Ruhmes liegt und noch der Unsterblichkeit machtlos entgegenzappelt! Gebt ihm einen schönen klangvollen Namen, einen Namen, den die Fama, ohne sich dabei die Zunge zu zerbrechen, in die ganze Welt ausschreien kann; macht aus dem armen Kindlein Arouet einen Menschen mit einem anständigen Namen und Ihr sollt sehen, daß das Kind schnell zu einem Manne emporwachsen und Euch Alle überschatten wird mit seinem Ruhm und seiner Größe.“

„Ja, ja, wir wollen Deine Pathen sein!“ riefen die weinglühenden Freunde. „Aber wo ist die Priesterin, welche die Weihe vollziehen soll?“

„Hier ist sie“, sagte Arouet, indem er Julie von ihrem Sitz emporhob. „Die Schönheit, die Anmuth, die Jugend und die Poesie, das sind die vier weiblichen Gottheiten, denen ich mein Leben weihe und deren lieblichste Priesterin Julie ist. Vollziehe also an mir die Taufe, Julie Simonet, gieb mir einen Namen! Denn denjenigen, welchen ich bisher geführt, werfe ich in diesem Augenblick mit Abscheu und Verachtung von mir. Den Namen Arouet trete ich unter die Füße, wie

man ein Insect zertritt, das uns lange gequält und gezwickt hat, ohne daß wir uns seiner zu entledigen vermochten, das wir aber endlich in seinem Schlupfwinkel ausgespürt haben und es mit einem eigenen Wohlgeföhl vernichten. Das Insect Arouet liegt zertriten zu Euren Füßen, laß nun, meine holde, liebreizende Priesterin einen Phönix aus der Asche emporsteigen, gib dem Namenlosen einen Namen!"

"Aber mit welchem Namen soll ich Dich denn nennen?" fragte Julie, indem sie sich auf die Tafel empor schwang und zwischen den klirrenden Gläsern und Flaschen umherhüpfte. "Deine Mutter behauptet, Du habest einen Vater und hießest nach ihm Arouet!"

"Ich habe keinen Vater, und was meine Mutter so zu nennen liebte, liegt tief unter der Erde verscharrt — Staub dem Staube zugefellt! Ich habe keinen Vater, aber ich will den Ruhm zu meinem Vater machen und die Poesie soll meine Mutter sein! Taufe mich also zu einem Sohne des Ruhmes, Julie, und Ihr Andern erhebt Euch und wohnt als Zeugen der Namenstaufe bei."

Die jungen Männer erhoben sich von ihren Sitzen, und schwenkten die Gläser hoch empor. Julie stand auf der Tafel und hatte sich auf die Spitzen ihrer Beinen erhoben. Das Haupt in den Nacken zurückgelegt, blickte sie mit einem selig lächelnden Ausdruck zu der weingefüllten Krystallschale empor, die sie mit beiden Händen über ihrem Haupte hielt.

"Du bist Psyche oder Hebe, aber keine Sterbliche!" rief Arouet ganz begeistert, auf die liebliche Erscheinung hinschauend. "Sieh, ich kniee hier vor Dir und bete Dich an, meine Göttin, und nun segne mich und gib mir einen Namen! Diesen Namen hier, den ich als erster Sprößling und als erste Wurzel aus diesem meinem Erbgute Beautaire hervorgezogen habe."

Julie Simonet ließ ihre erhobenen Arme langsam sich herabneigen, und die Krystallschale nur noch mit der Rechten haltend, nahm sie das beschriebene Zettelchen, welches der junge Mann ihr darreichte.

"Kniee nieder, Du Namenloser," sagte sie, "kniee nieder und erhebe Dein Herz zu Deinem Vater, dem Ruhm, und zu Deiner Mutter, der Poesie, denn Du sagst, daß diese beiden Deine Eltern sind. Willst Du schwören, diese Deine Eltern nie zu verleugnen, ihnen immer anzuhängen als treuer und gehorsamer Sohn, und ihren Willen zu betrachten als höchstes Gesetz? Willst Du das schwören?"

"Ich schwöre es!" sagte der junge Mann feierlich.

"Und Ihr, Ihr Zeugen, habt Ihr seinen Schwur gehört?"

Ja, wir haben ihn gehört!" riefen die Jünglinge, nicht mehr lachend wie früher, sondern ernst und ruhig. Diese Scene hatte ganz unwillkürlich einen feierlichen, ungewöhnlichen Character angenommen, und ohne daß sie es wußten und wollten, empfanden sie Alle den bewältigenden Einfluß desselben. Es kam über sie wie eine Ahnung der zukünftigen Größe und Bedeutsamkeit dieses jungen Dichters, welcher sich selbst das Kind des Ruhmes und der Poesie nannte, und der von der Schönheit und Jugend die Namenstaufe begehrte. Vielleicht war es

sein Genius, der ungesehen über ihm schwebte und Arouet's Stirn mit einem unsichtbaren Lorbeerkranz schmückte.

Julie tauchte ihre rosigen Fingerspizen in die Krystallschaale, und ließ einige Tropfen Wein auf Arouet's Haupt hernieder fallen.

„Ich taufe Dich im Namen Deines Vaters und Deiner Mutter“, sagte sie. „Als ein Namenloser knieetest Du nieder! Erhebe Dich jetzt von Deinen Knien, denn Du sollst einen Namen empfangen. Dein Name soll sein: Voltaire!“

„Voltaire! Es lebe Voltaire!“ riefen die jungen Männer, mit den Gläsern anstoßend.

„Schwörst Du, diesem Namen Ehre zu machen und ihn mit goldfunkelnden Lettern einzutragen in die Bücher der Unsterblichkeit?“

„Ich schwöre das im Namen meines Vaters und meiner Mutter!“

„Ihr Zeugen, habt Ihr diesen Schwur gehört?“

„Ja, wir haben ihn gehört und glauben, daß er Wort halten wird! Es lebe das neugetaufte Kind, es lebe Voltaire! Möge er bald heranwachsen zu einem Manne, auf den Frankreich stolz sein darf!“

Und während die fröhlichen Genossen wieder jubelnd mit ihren Gläsern anstießen, hüpfte Julie Simonet von dem Tische nieder in die geöffneten Arme des Geliebten.

Sie lehnte sich einen Augenblick ganz erschöpft und matt an ihn an. „Hören Sie mich“, sagte sie dann leise. „Sie haben Ihre Vergangenheit hinter sich geworfen, auch ich will das thun. Sie haben Ihren Namen von sich geschleudert, ich will es machen, wie Sie! Möge Julie Simonet in dem Abgrund zerschmettert werden, wo François Arouet begraben liegt. Sie haben heute mein vergangenes Leben, mein Denken und Empfinden, mein Glauben und Hoffen ertödtet. Für mich beginnt heute ein neues Leben und Sie sind dessen Vater! Geben Sie mir also einen Namen mit in dieses neue Dasein, zu welchem Sie mich verdammt haben, einen tollen, verwünschten, übermüthigen Namen, dem ich Ehre machen will, wie Sie dem Ihrigen! Arouet ist todt! Warum sollte Julie Simonet länger leben! Geben Sie mir einen Namen, Voltaire!“

Er lachte laut auf und gab sich den Anschein, als ob er die Thränen nicht sehe, welche in ihren Augen standen. „Nun“, sagte er, „noch niemals ist ein Liebhaber auf eine sanglantzere und feinere Weise abgewiesen. Sie wissen, daß ich Sie liebe, und wollen mir das verbieten, indem Sie mich als Ihren Vater erklären, und mich den Urheber Ihres Daseins nennen! Gut denn, ich nehme diese Würde für den Moment an, und will Ihnen einen Namen geben, meine Tochter.“ — Und seine Stimme lauter erhebend, fuhr er fort: „Füllt Eure Gläser, meine Freunde, und leert sie auf das Wohl der schönen und reizenden Phyllis!“

„Wer ist Phyllis?“ riefen die jungen Männer.

„Phyllis ist ein bezauberndes, holdes Feenkind, ein Wesen voll Schärei und Anmuth, voll Grazie und Gefühl, voll Stolz und Demuth, voll Teufelei und Göttlichkeit. Einsig nanntet Ihr dieses Wesen:

○ Julie Simonet. Von heute an aber heißt sie Phyllis, wie ich Voltaire heiße!"

„Phyllis, es lebe Phyllis!“ schrien Alle, wahren Voltaire seine Arme ausbreitete, und ein damals sehr beliebtes Lied zu singen begann, dessen Refrain war:

Reviens, Philis, en faveur de tes charmes
Je ferai grâce à ta légèreté!

Alle stimmten mit ein in seinen Gesang. Julie Simonet aber zerdrückte die Thränen in ihren Augen und flüsterte: „Jetzt ist das Werk vollbracht! Sie haben Julie Simonet getödtet; die Phyllis, welcher Sie heute das Dasein und den Namen gegeben, wird gar keine Nehmlichkeit mit ihr haben, denn sie wird ein Wesen sein ohne Glück und ohne Liebe —“

„Aber mit desto mehr Coquetterie und Schelmerei und Teufelei!“ sagte Voltaire lachend. „Denken Sie immer daran, was ich Ihnen vorher im Garten gesagt habe! Genießen Sie erst Ihre Jugend, Ihre Schönheit, Ihre Berühmtheit, lassen Sie sich jedes Lächeln, jeden Blick, jedes Winken Ihrer feurigen Augen, jeden Druck Ihrer Hand mit Brillanten und Gold bezahlen, und erst, wenn dieses Capital Ihrer Schönheit und Jugend beginnt sich zu erschöpfen, dann heirathen Sie, Phyllis! Aber, gelobt sei Gott, das ist noch lange hin, und möge es auch noch lange dauern, bis Phyllis zu mir sagt: gehen Sie, Voltaire, gehen Sie, ich will Sie nicht mehr sehen und nicht mehr kennen, denn ich liebe Sie nicht mehr!“

„Dieser Tag wird zu meinem Unglück niemals kommen!“ flüsterte das junge Mädchen traurig.

„Er wird kommen, Phyllis! Sie werden eines Tages mich und die Liebe verlengnen, welche Sie mir gelobt! Aber was kümmert uns das heute, Phyllis, heute, wo wir uns lieben, wo wir jung sind und glücklich. Komm in meine Arme, Phyllis, komm —“

„Nein, Voltaire, lassen Sie mich, Sie —“

„Sie und immer Sie!“ rief er ungeduldig. „Warum dieses kalte, frostige Sie, jetzt, da wir uns doch lieben! Redet man doch selbst Gott und den König mit Du an, wenn man ein Gedicht an sie richtet. Warum willst Du es mir denn nicht erlauben, da doch jedes Wort, was ich Dir sage, ein Gedicht sein möchte zu Deiner Verrherrlichung. Julie Simonet nannte mich Sie, aber Phyllis, die übermüthige, fecke, liebe Phyllis nennt mich Du, nicht wahr? Hebe Dein Glas empor, Phyllis, und laß uns Brüderschaft trinken! Von dieser Stunde an nennen wir uns Du, und erst, wenn Du mich verstoßen willst, erst, wenn Du mich nicht mehr liebst, dann nenne mich wieder Sie!“

„Das wird also niemals geschehen!“ rief Phyllis, indem sie mit ihm anstieß. „Ich werde Dich also niemals wieder Sie nennen, denn leider werde ich Dich immer lieben!“

„Schwörst Du mir das?“

„Ich schwöre es, denn zu meinem Unglück hat Gott mein Herz treu geschaffen! Ich schwöre es!“

„Und Du hast eben einen Meineid geschworen, schöne Sünderin, und eines Tages werde ich Dich daran erinnern, eines Tages, wenn Du mich nicht mehr kennen und mich Sie nennen wirst! Aber fort mit diesen finstern Gedanken! Ein Vivat meiner Phyllis und dem liebendsten Du, ein Pereat dem einstigen naschkalten, frostigen Sie!“

VI. Die Gräfin.

Vor einem der glänzenden und stolzen Hotels der Rue Rivoli gingen zwei Herren in eifrigem Gespräch auf und ab. Es schienen sehr vornehme Herren zu sein, davon zeugte ihre goldgestickte, mit Orden geschmückte Kleidung und ihre beiden Equipagen, welche in einiger Entfernung hielten, und deren Thüren mit reichen Adelswappen geziert waren. Auch mußte der eine der Herren sogar eine in dem großen Paris bekannte Persönlichkeit sein, denn viele der Vorübergehenden grüßten ihn und jedes Mal, wenn eine Equipage daher kam, deren gemaltes Wappen verkündete, daß ihr Besitzer von gutem Adel sei, lehnte sich Der, welcher darin saß, aus dem Fenster, um mit freundlicher Zu-vorkommenheit diesen Herrn zu begrüßen, welcher da mit seinem Begleiter vor dem Hotel des Grafen von Vantadour auf und ab ging.

Allerdings, dieser Herr war in Paris eine sehr bekannte Persönlichkeit, und wer in dem stolzen, vornehmen Faubourg St. Germain hätte ihn nicht gekannt, den Herrn Grafen und Präsidenten d'Hozier, den Wappenrichter des Adels von Frankreich, diesen wichtigen Mann, der alle heraldischen Streitigkeiten zu schlichten hatte, und dessen Ausspruch entscheidend war über die Zahl der Abnen und über das Alter oder die Neuheit eines adeligen Wappens.

„Ich fürchte fast, Herr Graf, wir sind heute vergeblich gekommen!“ sagte der Präsident d'Hozier zu seinem Begleiter. „Diese sogenannte Gräfin Vantadour scheint heute nicht auszufahren.“

„Doch ist dies die Stunde, in welcher sie täglich ihre Spazierfahrt zu machen pflegt“, erwiderte der Graf Mauléon. „Ah, und sehen Sie nur, eben fährt der Wagen vor das Portal, und hier kommt schon der Schweizer, um das Gitter zu öffnen, damit die Frau Gräfin in allem Pomp ihrer Würde aus der großen Pforte fahren kann.“

„Und sind Sie Ihrer Sache ganz gewiß, theuerster Graf?“

„Ganz gewiß, Herr Präsident. Mein Sohn, welcher seit einigen Monaten in Paris lebt, schrieb mir, daß diese Gräfin Vantadour sich annahm, unser Wappen neben dasjenige ihres Gemahls zu setzen und ich bin eigens von meinen Gütern aus der Normandie hieher gekommen, um zu sehen, ob diese Beschuldigung begründet sei und ob diese so disant Gräfin wirklich den frechen Muth hätte, unser altadeliges Wappen sich anzueignen. Jetzt habe ich es gestern mit meinen eigenen Augen gesehen und es ist kein Zweifel mehr: es ist das Wappen des Grafen Mauléon, welches neben dem des Grafen Vantadour auf den Equipagen der Gräfin gemalt ist. Ich fordere daher Gerechtigkeit und Strafe!“

„Und sie soll Ihnen werden, Herr Graf von Mauléon“, sagte der Präsident d'Hozier feierlich, indem er die neben seinem Wagen stehen-

den beiden Männer in den reichen Wappenröcken, welche in ihrer Rechten lange vergoldete Stäbe trugen, zu sich heranwinkte.

„Stellt Euch hier zu beiden Seiten des Portals auf“, sagte der Präsident d’Hozier zu den beiden Dienern. „Sobald die Equipage dort hier herausfahren will, so haltet Ihr Eure Stäbe vor und befehlt im Namen des Königs und des Gesetzes anzuhalten!“

Die Diener verneigten sich ehrerbietig und nahmen die ihnen angewiesenen Plätze ein.

Der Präsident d’Hozier und der Graf von Mauléou standen unfern von ihnen und blickten durch das eiserne Gitter nach der großen Pforte des Palais, vor welcher die Equipage der Gräfin hielt.

Auf der Straße aber begannen hier und da einzelne Menschengruppen sich zu bilden, die voll Erstaunen und Neugierde stehen blieben und der Dinge harreten, welche sie da sich vorbereiten sahen.

„Die schöne Gräfin zögert heute ungewöhnlich lange“, sagte der Graf von Mauléou. „Sollte ihr schuldbelastetes Gewissen vielleicht Ihre Nähe ahnen, Herr Präsident?“

„Nicht doch, Graf, solche Geschöpfe haben kein Gewissen!“ erwiderte der Präsident d’Hozier verächtlich. „Uns beide und meine Beamten dort vermag sie nicht zu sehen, und was die Attrouplements auf der Straße betrifft, so wird sie, wenn sie dieselben erblickt, ohne Zweifel vermeinen, es seien ihre Anbeter, welche sich da aufgestellt, um sie vorüberfahren zu sehen. Denn diese gute Gräfin ist, wie alle Gräfinnen ihres Genre’s, sehr hochmüthig und glaubt, daß alle Welt ihr huldigen muß. Aber schweigen wir jetzt, denn wir nähern uns der Katastrophe!“

Eben erschien unter dem Portal des Hotels eine Frauengestalt. Die reich gallonirten Diener öffneten den Schlag der Equipage und waren der Dame beim Einsteigen behülflich. Dann schwangen sich Beide auf das hintere Stehbrett des Wagens, welcher sofort von der Rampe herunter rollte und dem Ausgangsthor sich näherte.

Schon sah man die Köpfe der Pferde außerhalb des Thores erscheinen, als der auf seinem hohen Kutschbock thronende Wagenlenker mit einem heftigen Ruck die Pferde rückwärts zog; er hatte da vor ihnen ein Hinderniß erblickt, dem er nicht zu trotzen wagte.

Dieses Hinderniß waren die beiden gekreuzten Stäbe der Wappenherolde, welche eben mit lauter, gebieterischer Stimme riefen: „Im Namen des Königs und des Gesetzes! Angehalten!“

„Im Namen des Königs und des Gesetzes!“ wiederholte der Präsident d’Hozier, indem er dicht zu der Equipage herantrat und seine Hand auf das Wappen legte. „Dieser Wagen darf nicht weiter fahren. Ich confisque ihn!“

„Und mit welchem Rechte thun sie das?“ fragte die Dame, welche in der Equipage saß und deren erglühtes Gesicht sich jetzt in dem Kutschfenster zeigte. „Mit welchem Rechte wollen Sie mir verwehren, in meiner Equipage zu fahren, wohin es mir beliebt?“

„Dies ist nicht Ihre Equipage, Madame“, sagte der Präsident d’Hozier.

Die Dame brach in ein lautes, höhniſches Lachen aus. „Nun“, ſagte ſie, „Sie treiben den Scherz ein wenig weit, mein Herr, weiter als die gute Sitte es geſtattet. Es iſt in der That ſehr ungalant, der Gemahlin des Grafen Vantadour zu ſagen, daß die Equipage, in welcher ſie fährt, nicht die ihrige ſei.“

„Es iſt nicht die Ihrige, denn Sie haben da ein Wappen, welches der Graf von Vantadour nicht führen darf.“

„Auch iſt es nicht das ſeine, ſondern nur ein Phantaſie-Wappen, welches ich dem meinigen hinzugefügt habe. Unglücklicher Weiſe bin ich nicht von Adel, mein Herr, und habe kein anderes zu Glück, Ehre und Rang berechtigtes Wappen mit auf die Welt gebracht, kein anderes Wappen, als mein ſchönes Angeſicht. Da mir dies aber genügt hat, um mir Ehre, Rang und Ruhm zu verſchaffen, ſo mußte ich mich nun hinterher auch nach einem andern Wappen umſehen. Ich kann das Wappen meiner Schönheit in meinen Salons zeigen, aber ich kann es nicht auf meinem Wagenschlag anbringen, und deſhalb alſo wählte ich ein anderes! Denn Sie begreifen, mein Herr, daß ich nicht in einem Wagen fahren kann, der nur mit dem einfachen Wappen des Grafen Vantadour verſehen iſt. Das würde das Anſehen haben, als ſei ich eine ſchöne Courtiſane, die in dem Wagen eines Seigneurs fährt, und ich bin die Gemahlin des Grafen Vantadour. Jetzt, mein Herr Präſident d'Hozier, jetzt, da Sie die Geſchichte meines Wappens kennen, jetzt bitte ich Sie, zurückzutreten, damit die Räder meiner Equipage nicht über Ihre Füße hinrollen. Vorwärts, Jean!“

Der Kutfcher wollte dem Befehl ſeiner Herrin Folge leiſten, und zog die Zügel an.

„Keinen Schritt weiter!“ rief die donnernde Stimme des Präſidenten, während ſeine Diener wieder ihre goldenen Stäbe vor den Pferden kreuzten.

„Mein Gott, das iſt zum Raſendwerden!“ ſchrie die Dame, „Vorwärts, ſage ich, vorwärts!“

Aber der Kutfcher wagte es nicht, ihrem Befehle zu gehorchen, da man ihm „im Namen des Königs“ befohlen, anzuhalten.

Der Präſident winkte den beiden Lakaien der Gräfin, die hinter dem Wagen ſtanden, herabzuſteigen.

„Deffnen Sie Ihrer Gebieterin den Wagenschlag, damit ſie ausſteigen kann,“ ſagte er.

Die Diener gehorchten, aber die Gräfin weigerte ſich, auszuſteigen.

„Ich werde dieſen Wagen nicht verlaſſen,“ rief ſie. „Er iſt mein und Niemand hat das Recht, ihn mir zu nehmen.“

„Sie werden ihn verlaſſen, Madame, wenn Sie nicht wollen, daß ich Sie mit Gewalt aus demſelben entfernen ſoll.“

„Und wie wollen Sie das anfangen?“

„Ich werde nur dazu einige dieſer Herren dort herbeirufen, die da in Menge auf der Straße ſtehen und, wie mir ſcheint, mit außerordentlichem Behagen dieſer Scene zuſchauen. Ich werde ihnen „im Namen

des Königs" befehlen, Sie diesem Wagen zu entreißen und gewiß werden Sie mir gehorchen, wäre es auch nur, um bei dieser Gelegenheit die schöne und berühmte Gräfin Vantadour in ihren Armen zu halten!"

Die Gräfin preßte ihre Lippen fest aufeinander vor Zorn; dann stieg sie langsam und würdevoll aus dem Wagen.

Die auf der Straße versammelte Menge brach bei ihrem Erscheinen in ein lautes Jubelgeschrei aus und klatschte vergnügt in die Hände.

"Sie hat die Strafe verdient", riefen Einige. "Sie ist hochmüthig und stolz geworden!"

"Sie verleugnet ihre alten Eltern und hat ihre Schwester aus ihrem Palais verwiesen!"

Die Gräfin gab sich den Anschein, nichts gehört zu haben. "Mein Herr", sagte sie bebend vor Zorn, "werden Sie mir jetzt Ihr seltsames Betragen erklären?"

"Geruben Sie zuvörderst, mir das Ihrige zu erklären und mir zu sagen, mit welchem Rechte Sie da auf Ihrer Equipage dieses zweite Wappen angebracht haben?"

"Mein Gott, ich sagte es Ihnen schon. Weil es sich für die Gemahlin eines Grafen nicht ziemt, mit einem einfachen Wagen zu fahren. Alle meine Equipagen tragen dieses Doppelwappen!"

"So werde ich sie alle confisciren, wie ich diesen Wagen confiscire. Denn dieses zweite Wappen, welches Sie da angebracht haben, ist kein Phantasiewappen, und auch ein solches dürfen Sie nicht ungestraft neben einem Grafenwappen anbringen. Dieses zweite Wappen ist das der Grafen von Mauléon!"

"Es ist mein Wappen, Madame," sagte der Graf feierlich, indem er vortrat. "Es ist das Wappen meines Hauses, welches Sie zu führen Gott sei Dank nicht berechtigt sind. Ich verbiete es Ihnen also!"

Die schöne Gräfin wankte schweigend einige Schritte zurück um ihr Gesicht überzog eine tödtliche Blässe.

"Sie wagen es, mich zu beleidigen!" rief sie.

"Nicht doch, Sie haben mich und meine Familie beleidiget, indem Sie sich meines Wappens bedienen."

"Im Namen des Königs und des Gesetzes confiscire ich diese Equipage", sagte der Präsident d'Hoziere, indem er wieder die Hand auf das Wappen legte. Dann winkte er den Beamten mit den goldenen Stäben und hieß sie in den Wagen steigen, damit dieser auf das königliche Zollamt abgeführt werde.

Die Gräfin sagte kein Wort mehr. Sie ließ es ruhig geschehen, daß die Beamten in den Wagen stiegen, und das Lachen und Jubeln und das Hohngeschrei der auf der Straße versammelten Menge schien ihr Ohr gar nicht zu berühren. Erst als die Equipage wirklich von daunen rollte, kam wieder Leben und Bewegung in ihre Gestalt.

"Mein Herr Präsident," sagte sie, "für diesen mir angethanen Schimpf wird mein Gemahl Rechenschaft fordern!"

"Madame," sagte er achselzuckend, "ich denke, Ihr Gemahl wird das unterlassen und froh sein, schweigen zu können. Es wäre sehr un-

flug, seinen Namen noch mehr zu compromittiren und ihn wieder dem Gespötte der Welt preiszugeben, wie er es leider schon in der jüngsten Zeit so viel gethan."

"Mein Herr," rief die Gräfin zornig, "Sie vergessen, mit wem Sie reden!"

"Nicht doch, ich erinnere mich sehr wohl!" sagte der Präsident, sich spöttisch verneigend. "Ich weiß sehr wohl, daß ich mit einer Dame rede die ganz Paris kennt, mit einer Dame, welche vornehm geworden ist durch ihre Füße, mit denen sie sich in ein gräßliches Palais hineingetanz hat, welche berühmt geworden ist durch ihren — jetzt verbanneten Anbeter, den Herrn Voltaire! Wer sollte Sie nicht kennen, Madame, Sie Voltaire's gefeierte Phyllis!"

Er verneigte sich noch einmal und ging dann, dem Grafen von Mauléon den Arm bietend, zu seiner Equipage.

Die Gräfin aber begab sich zitternd vor Aufregung und Zorn in ihr Hotel zurück. Sie sah nicht das leise, höhnische Lächeln, welches um die Lippen ihrer Diener spielte, sie hatte die Augen niedergeschlagen, sei's aus Scham, sei's um ihre Thränen nicht sehen zu lassen. Hastigen Schrittes durcheilte sie diese reichverzierten Prunkgemächer, deren vornehmer Glanz ihr heute wie Hohn und Verspottung erschien und die so seltsam contrastirten zu ihrem düstern, traurigen Innern.

Erst als sie in ihrem Vouboir war, erst als sie die Thüre desselben hinter sich verschlossen hatte und nun allein und unbeachtet war, erst da wagte sie es, ihrem Zorn, ihrer Wuth, ihrem Schmerz freien Lauf zu lassen und zu weinen, zu klagen, zu verwünschen, zu drohen und sich Rache zu geloben.

"Es ist Alles umsonst, Alles!" rief sie verzweiflungsvoll. "Was hilft es mir, daß wir Milltönen verschwenden um Feste zu geben und Bälle und Diners zu veranstalten; die Gesellschaft will mich doch nicht erkennen, und die Gräfinnen und Marquisen wenden mir doch verächtlich den Rücken und kommen nicht zu meinen Festen! Was ich auch ihue, wie sehr ich mich auch bemühen mag, für sie Alle werde ich doch niemals die Gräfin von Bantadour, für sie Alle bleibe ich immer nur Voltair's berühmte Phyllis!"

Erst nach Stunden der Dual und Schmerzen, nach Stunden des tobenden Zornes ward ihr Antlitz wieder ruhig und still, verfestigten ihre Thränen.

Sie weinte nicht mehr, aber sie überlegte. Sie überlegte ihre Vergangenheit und ihre Gegenwart, um daraus Entschliefungen zu fassen für ihre Zukunft.

"So kann es und so soll es nicht bleiben!" sagte sie zu sich selber. "Ich will dennoch mein Ziel erreichen! Ich will dennoch als Gräfin anerkannt werden, da ich einmal die Thorheit begangen habe, nicht mehr Phyllis sein zu wollen! Oh, warum that ich das! Warum folgte ich Voltaire's Rath und gab mein fröhliches, ungebundenes Leben auf um eine Gräfin zu werden! Warum ließ ich an die Stelle der Liebe den Ehrgeiz sich in mein Herz einschleichen! Oh Voltaire, auch daran bist

Du Schuld! Du, von dem ich nicht weiß, ob ich Dich mehr lieben mehr hassen soll! Du hast mich berühmt gemacht und vornehm, aber ich bin doch ein beklagenswerthes Geschöpf! Warum mußte ich Phyllis, warum mußte ich Gräfin Vantadour werden! Warum blieb ich nicht Julie Simonet!"

Sie lehnte sich in den Divan zurück und träumte; sie ließ ihre Vergangenheit an ihrem innern Auge vorüberziehen und längst vergessene Bilder und Scenen wieder aus der Tiefe ihres Herzens emportauchen.

Sie sah sich wieder als junges, unschuldigtes Mädchen auf dem Drathseil tanzen im Jardin de Montauban. Sie dachte daran, wie glücklich sie damals gewesen, und mit welchem Entzücken sie Abends ihrer Mutter die wenigen Francs gebracht, die sie verdient, und die ihr damals ein Vermögen gedeucht.

"Das war meine schönste und glücklichste Zeit!" flüsterte sie seufzend. "Warum hat man mich ihr entrisen? Wer hat es gethan? Wer anders wieder als Voltaire, dieser Dämon meines Lebens! Er war es, der mich, das armselige Kind, entführte in eine neue unbekannte Welt, die mit ihren raffinirten Genüssen mein Auge blendete und mein Herz vergiftete.

Dann gedachte sie jenes Tages, an welchem sie mit ihm hinausfuhr nach Beaumaire; jenes Tages, an welchem sie, gleich Voltaire, sich einen neuen Namen gegeben, und mit bitterm Schmerzgefühl sagte sie sich selber, daß jener Tag in ihrem Leben dastehe, wie der traurige Denkstein eines in den Abgrund Versunkenen und Verlorenen. — Von jenem Tage an hatte sie ein neues Leben begonnen, ein Leben voll Lust und Ueppigkeit, voll Coquetterie und Lüge. Von jenem Tage an hatte sich die unbewusste Coquette in eine bewusste verwandelt, welche mit kaltem Herzen Liebe und Begeisterung zu lügen vermochte und Gefühle zu heucheln, die sie nicht mehr empfand.

Nein! Eine Liebe hatte sie doch treu bewahrt, und inmitten all' ihrer Verirrungen, ihres wüsten, rauschenden Lebens hatte sie ein Gefühl sich lange und treu bewahrt — das war die Liebe zu Voltaire gewesen! Aber er selber hatte ihr diese Liebe hinweg gespottet und gehöhnt — er hatte ihr den Glauben an alles genommen, selbst an ihr eigenes Herz! Er hatte sie gelehrt, die ganze Welt, die ganze Menschheit zu verachten — sich selber sogar!

Wie sie das jetzt dachte, suchte sie ihm in ihrem Herzen, erwünschte sie diese Liebe, durch welche sie zu Grunde gegangen, und welche sie doch auch jetzt noch wider ihren Willen beherrschte: denn indem sie ihn erwünschte, sehnte sie sich doch nach ihm! indem sie ihm suchte, fühlte sie doch nur, daß sie ihm Alles verzeihen würde, wenn er sie um Vergebung anflehte! — Alles! Ihre verlorene Unschuld und Tugend, ihre verblästen und zertretenen Illusionen, ja sogar ihre Vermählung mit dem Grafen Vantadour!

Denn auch darin war sie Voltaire's Rath gefolgt, und nachdem sie ihr Leben genossen und ihre Jugend ausgetobt hatte, war sie endlich die Gemahlin dieses zärtlichen Grafen geworden, dessen Liebe alle

Stürme überdauert hatte, und der wirklich die Narrheit besaß, sie für treu und tugendhaft zu halten. —

Seitdem war ein Jahr vergangen, ein Jahr voll Kämpfe und Demüthigungen, voll Langerweile und Entbehrungen!

Niemand wollte sie anerkennen, diese neue Gräfin Vantadour, Niemand wollte ihr in der Gesellschaft den Platz bewilligen, der ihr, wie sie meinte, als der Gemahlin eines Grafen gebührte. Grausam und mitleidslos wandten diese vornehmen Frauen ihr den Rücken und verhöhnten sie mit ihren Bestrebungen, eine der „Ibrigen“ sein zu wollen. Man hätte ihr vielleicht ihr üppiges Leben verziehen, aber man verzieh es ihr niemals, daß sie die Tochter eines Seiltänzers und einer Maufesallhändlerin war.

„Der Gemahl der schönen Phyllis — sagt die Marquise von Crequi in ihren Memoiren — bildete sich ein, mit 100,000 Thaler jährlicher Rente die öffentliche Meinung umstimmen zu können; aber wie viel Bal parés und masqués er auch geben mochte, wie viele italienische Concerte, gefolgt mit Soupers, würdig eines Apicius er auch veranstalten mochte, es begab sich doch Niemand zu ihm, als Glücksritter und heruntergekommene Leute.“ —

Niemals, so sehr es Phyllis auch anfangs mit Bitten und Schmeicheleien versucht hatte, niemals war eine Dame der guten Gesellschaft in den Salons der Gräfin Vantadour erschienen, und wenn auch die Freunde des Grafen, die vornehmen Cavaliere und Herren sich gnädigt herbeiließen, ihre Einladung anzunehmen und bei ihren glänzenden Festen zu erscheinen, und ihre kostspieligen und exquisiten Diners und Soupers zu verzehren, so brachten sie doch immer für ihre Gemahlinnen irgend eine vague, leichtfertige Entschuldigung mit, der man es wohl anmerkte, daß sie nur ein Vorwand war.

Jetzt hatte sie einen Schimpf erlitten, jetzt hatte man ihre schöne neue Equipage confiszirt und sie verhöhnt mit ihrem schönen prachtvollen Wappen.

„Aber diesmal sollen sie mich nicht bezwingen!“ rief Gräfin Phyllis zornig, als sie sich die eben erlebte Scene wieder zurück rief. „Nein, ich beschwöre es, diesmal werde ich nicht nachgeben, und ganz Paris, welches Zeuge gewesen ist meiner Beschimpfung, ganz Paris soll Zeuge sein meines Triumphes! Der Herr Präsident d'Azouar hat meine Staats- Carosse confiszirt, ich werde also morgen in meinem Coupé spazieren fahren, und wenn er mir auch dieses confiszirt, so werde ich in meinem vis-à-vis fahren, und während der Zeit werde ich mir eine neue Staats- Carosse und ein neues Coupé mit demselben Wappen anfertigen lassen und der Kampf kann dann wieder auf's Neue beginnen!“

Und sie hielt Wort! Sie fuhr am andern Tage in ihrem Coupé spazieren, auf welchem dasselbe Doppelwappen wie auf der Carosse angebracht war.

Sie hatte den Triumph, zu sehen, mit welchen überraschten Blicken sie überall betrachtet ward, zu hören, wie man über ihre Kühnheit und Unerbrotlichkeit erstaunte.

Aber dieser Triumph war nur von kurzer Dauer. Hatten die Spaziergänger, die vornehmen Damen in den Equipagen, die Cavaliere auf ihren stolzen Rossen ihren Triumph gesehen, so sahen sie auch jetzt ihre Niederlage, so sahen sie, wie plötzlich mitten auf der Promenade der Wagen der Gräfin angehalten ward, wie der Präsident d'Hozier die Hand auf den Wagenschlag legte, und die Beamten des Präsidenten, bewaffnet mit ihren langen goldenen Stäben, die Thüre öffneten und in den Wagen stiegen, während die Gräfin ihn von der anderen Seite verließ und zu Fuß weiter gehen mußte, bis endlich irgend ein Freund ihres Gemahls ihr sein Coupé überließ und sie nach Hause fuhr.

VII. Das Wiedersehen.

Es war ein langer und hartnäckiger Kampf, den die arme Gräfin Vantadour gegen den Präsidenten d'Hozier führte, und von beiden Seiten ward er mit gleicher Heftigkeit, gleichem Eigensinn fortgesetzt. Die Gräfin Phyllis ließ immer auf's Neue das verpönte Doppelwappen auf ihre Equipagen malen und immer auf's Neue ließ der Präsident d'Hozier, der fortwährend das Hotel Vantadour von seinen Leuten bewachen ließ, diese Equipagen confisciren.

Nach einem Jahre des vergeblichen Kampfens, der verlorenen Mühe mußte die Gräfin Vantadour sich für überwunden erklären, und es war allerdings ein ungleicher Kampf gewesen, den der Präsident mit ihr führte. Eine Equipage zu confisciren ist minder kostspielig und bequem, als eine neue zu kaufen.

Phyllis Gräfin Vantadour, hatte in diesem Jahre 20,000 Thaler für confiscirte Carossen ausgegeben und ihr eigener Gemahl erklärte ihr jetzt, daß eine Beendigung dieses langen, nutzlosen und kostspieligen Kampfes ihm wünschenswerth erscheine.

Phyllis mußte sich also darin fügen, das Doppelwappen von ihren Equipagen fortzustreichen; aber als sie zum ersten Male in dieser Carosse fuhr, welche nur noch mit dem Wappen des Grafen von Vantadour geschmückt war, standen Thränen des Zorns in ihren Augen, und seit langer Zeit zum ersten Male erröthete sie vor Schaam, als die hochlachenden Blicke der Pariser sie trafen.

Als sie von dieser Spazierfahrt heimkehrte und sich, Zorn und Demüthigung im Herzen, in ihr Boudoir zurückzog, fiel ihr Auge auf eine Karte, welche dort auf dem Guéridon lag. Sie nahm sie, kaum wissend was sie that, ganz gleichgültig auf, aber als ihre Blicke sich darauf hefteten, zuckte sie zusammen und ein glühendes Roth übersog ihre Wangen.

Sie schellte heftig und als der Kammerdiener hereinstürzte, sagte sie: „Gehen Sie sogleich zum Portier, geben Sie ihm diese Karte und bringen Sie ihm meinen Namen unwiderruflichen Befehl, diesen Herrn, so oft er kommen möge, immer abzuweisen. Ich bin für diesen Herrn niemals zu Hause! Sagen Sie das dem Schweizer!“

Der Kammerdiener nahm die Karte und entfernte sich; draußen vor der Thüre stand er still, um zu sehen, was das für ein vornehmer

großer Herr sein möge, der seine Gebieterin so tief beleidigt hatte, daß sie ihn niemals empfangen wollte.

Auf dieser Karte stand nichts als der Name: Voltaire!

Als der Kammerdiener diesen Namen las, suchte er zusammen in freudigem Schrecken: „Mein Gott, Voltaire ist also wieder in Paris,“ sagte er leise. „Voltaire, dieser Mann, auf den ganz Frankreich stolz ist! Und die kleine Gräfin Phyllis will ihn nicht empfangen. Ah, wir werden doch sehen, ob sie einen Mann abweisen darf, den ich, wie alle Franzosen, liebe und bewundere.“

Er ging hinunter in die Loge des Schweizers und gab ihm die Karte. „Wenn dieser Herr wiederkommt,“ sagte er, „so ist die Gräfin niemals für ihn zu Hause; aber wenn Sie ihm das sagen, bitten Sie ihn zugleich, einen Augenblick zu verziehen, bis Sie mich gerufen haben, denn ich soll ihm noch im Namen der Gräfin eine Bestellung ausrichten.“

Wirklich erschien Voltaire schon am andern Tage wieder an der Loge des Schweizers und begehrte Einlaß.

„Die Frau Gräfin sind nicht zu Hause,“ sagte der Portier, „aber wenn Ew. Gnaden einen Augenblick verziehen wollen, so werde ich den Kammerdiener rufen, der noch eine Bestellung an Sie auszurichten hat.“

„Nun, so thun Sie das, aber eilen Sie sich!“ sagte Voltaire, und wie der lange Schweizer in dem goldbetrehten Rocke über den Hof ging, den Kammerdiener zu rufen, lachte Voltaire laut auf bei dem Gedanken, daß diese Gräfin Vantadour, vor deren Hotel er Einlaß begehrend stand, und welcher Schweizer und Kammerdiener und Zofen in ihrem Solde hatte, daß diese Gräfin Vantadour einst eine Tänzerin auf dem Drahtseil, einst Julie Simonet, dann Phyllis gewesen.

Der Kammerdiener kam herbeigerannt und begrüßte Voltaire mit der Ehrerbietung, wie er sie einem Fürsten oder Grafen würde bewiesen haben.

„Ew. Gnaden verlangen die Frau Gräfin Vantadour zu sprechen?“ fragte er leise, als der Portier in seine Loge zurückgekehrt war.

„Ja, mein Freund.“

„Sie werden dieses Ziel niemals erreichen, mein Herr, denn die Frau Gräfin wird niemals für Sie zu Hause sein.“

Voltaire lachte laut. „Sie sind ein schlechter Diener Ihrer Herrin,“ sagte er, „denn Sie bekennen ohne Umschweife die Wahrheit, während man Ihnen eine Lüge aufgetragen hat.“

„Die Wahrheit ist, daß ich zu viel Ehrfurcht vor dem großen Dichter empfinde, der eben vor mir steht, als daß ich nicht gern bereit wäre, seine Wünsche zu erfüllen. Wünschen Ew. Gnaden also wirklich die Frau Gräfin zu sehen, so haben Sie nur zu befehlen und ich führe Sie zu ihr!“

„Führen Sie mich also!“ sagte Voltaire.

„Ziehen Sie die Schnur und öffnen Sie!“ gebot der Kammerdiener dem Portier. „Es ist ein Mißverständnis. Dieser Herr will zu dem Grafen und nicht zur Gräfin; der Graf erwartet ihn!“

Der Schweizer öffnete die Pforte und Voltaire trat ein. Schweigend folgte er dem Diener über den Hof und in das glänzende Hotel; aber als dieser einmal rückwärts blickte, um den berühmten Dichter anzuschauen, erschrak er über das wilde Hohlachen, das auf dem Antlitz Voltaire's stand.

„Hier sind wir vor der Thür zu dem Empfangszimmer der Gräfin,“ flüsterte der Kammerdiener, als sie die lange Reihe der glänzenden Prunkgemäcker durchschritten hatten. „Die Frau Gräfin befindet sich in jenem Salon, denn es ist die Stunde, wo sie Besuche annimmt. Ich werde Ew. Gnaden jetzt melden, aber damit die Gräfin Sie nicht abweisen kann, bitte ich Sie, gleich hinter mir einzutreten.“

„Nicht doch! Lassen Sie mich ganz unangemeldet eintreten! Ich werde Sie bei der Gräfin entschuldigen. Sollte sie Ihnen aber dennoch zürnen und Sie aus ihrem Dienste entfernen, so kommen Sie zu mir. Ich werde Sie in meine Dienste nehmen.“

Und dem Diener freundlich zunicend, schlug Voltaire die Portiere zurück und trat in den Salon.

Niemand war da, als Gräfin Phyllis Pantadour. Sie saß nachlässig hingelehnt auf dieser Bergère, welche da drüben an der Seite des Kamins sich befand. Da sie mit dem Rücken der Thür zugewandt war, konnte sie Voltaire nicht sehen, und der dicke türkische Fußteppich machte seinen Schritt unhörbar.

Unbemerkt von ihr durchschritt er den Salon und befand sich jetzt hinter der Bergère. Einen Moment stand er still und ließ seine großen stehenden Augen auf der Gestalt der Gräfin ruhen, welche mit geschlossenen Augen, das Haupt in die Kissen zurückgelehnt, vor ihm saß.

„Schläfst Du oder träumst Du, Phyllis?“ sagte er dann laut, indem er leicht mit der Hand ihr schwarzes, welliges Haar berührte.

Sie flog mit einem leisen Aufschrei von ihrem Sitz empor und starrte ihn an.

„Mein Herr, sagte sie dann athemlos, „wie können Sie es wagen, mich so zu überfallen? Wer meiner Diener war so unverschämt, Sie einzulassen?“

„Sie?“ fragte Voltaire mit einem höhnischen Lachen. „Kennst Du mich also nicht mehr, Phyllis?“

„Nein, ich kenne Sie nicht!“ rief sie heftig. „Ich kenne Sie nicht und will Sie nicht kennen! Gehen Sie also! Verlassen Sie dieses Hotel und kehren Sie nie zu demselben zurück, denn Sie sind hier kein willkommenener Gast!“

„Und doch war ich es, welcher Dir die Pforten dieses Hauses geöffnet hat, Phyllis! Doch war es meine Weisheit und Erfahrung, welche Dich einst vor einer großen Thorheit schützte und Dich vor Deinem eigenen Herzen bewahrte. Weißt Du das nicht mehr, Phyllis?“

„Ich weiß nichts, als daß ich allein sein will, und daß ich selber den Salon verlassen werde, wenn Sie nicht gehen wollen!“

Sie wollte sich entfernen. Voltaire hielt sie zurück, und drückte sie fast gewaltsam auf den Divan zurück.

„Du wirst bleiben, theuerste Phyllis,“ sagte er. Mich gelüftet es, diese allerliebste Lustspielszene noch ein wenig weiter zu führen; wer weiß, ob ich sie nicht noch einmal in einem meiner Dramen benutzen kann! Ein Dichter muß aus Allem Nutzen ziehen, selbst aus dem Zorn einer treulosen Geliebten! Warum auch willst Du gehen, Kind? Hast Du etwa Furcht vor mir, oder fürchtest Du nur Dein eigenes Herz? Doch nein, welche Thorheit das ist, bei Dir noch ein eigenes Herz zu vermuthen! Die Welt hat das verbraucht und von diesem einstigen seligen Feenpallast, den die Liebe und die Jugend in Deiner Brust bewohnte, ist nichts mehr übrig geblieben, als ein Schutthaufen. Komm, Phyllis, komm in meine Arme! Ich will der Jeremias sein, welcher über dem zerstörten Jerusalem Deiner Herrlichkeit weint und klagt!“

„Sie sind also nur gekommen, um mich zu beleidigen und zu verhöhnen?“ fragte Phyllis, ihre Hände krampfhaft in einander pressend.

„Nein, Phyllis, ich war gekommen, um zu sehen, ob die letzte Blüthe meiner Jugend sich noch ein wenig Frische, ein wenig Duft bewahrt habe. Kaum erst gestern in Paris angekommen, eilte ich so gleich hierher, Dich wieder zu sehen. Aber siehe da! Ich fand die Flüge, in Gestalt eines großen Schweizers vor Deiner Thür aufgestellt und Wache halten vor diesem goldenen Schatz, den sich der Graf von Bantadour erbeutet hatte. Ach, ach Phyllis! Dieser gute Graf hält Dich für lauter Gold, und Du bist doch nichts als Schein und Glitter, nichts als Raubgold!“

„Mein Herr!“ rief Phyllis, zornig auffahrend, „mein Herr, ich verbiete Ihnen, mich noch länger zu beleidigen, ich —“

„Still“, unterbrach sie Voltaire, „ich will Dich ja nicht beleidigen, und wenn ich sage, daß Du nichts bist als Raubgold, so soll das kein Vorwurf sein, denn Du gleichst darin ja nur Deinem ganzen Geschlechte; die Raube hat bei allen Weibern Gevatter gestanden und ihnen einen Blitz ihrer grünfunkelnden Augen ins Herz gelegt, daß es nun leuchtet und glüht wie lauter Gold und damit uns arme Männer bethört und beirügt, daß wir an seine Echtheit glauben!“

Phyllis zwang sich zu einem spöttischen Lächeln. „Nun wahrhaftig!“ rief sie, „Voltaire ist empfindsam, Voltaire spricht in Elegien. Was hat Sie denn melancholisch gemacht, Sie, welcher über Alles zu lachen pflegt?“

„Dein Anblick, Phyllis! Er ist der Grabstein, den ich heute über meine eingefargte Jugend hinrolle. Von heute an bin ich alt, und auch Du bist es, Kind, denn Du hast die Bande zerrissen, welche Dich noch an Deine Jugend fesselten, und nun rollst Du ohne Erbarmen dem Abgrunde zu, in welchem das Alter auf Dich lauert. Vielleicht hätte die Hand Deines Jugendgeliebten Dich noch ein wenig über der Tiefe emporhalten können, aber Du hast es nicht gewollt, Du hast mich verleugnet. Ich, von dem die thörichten Menschen sagen, daß ich ein Gottesleugner und ein Religionspötker bin, ich habe wenigstens doch die Religion der Erinnerungen und deshalb kam ich zu Dir, weil ich noch eine Stunde mit Dir an dem Altare meiner Religion beten und träumen

wollte. Aber Du bist eine abgefallene Priesterin, welche meine Religion lästert und verspottet."

"Ein elendes, schmerzvolles, schmachbeladenes Weib bin ich!" rief sie plötzlich, diesem Sturme nachgebend, der lange schon in ihrem Innern gewogt und gegährt hatte. „Erbarungswürdig und quallvoll ist mein Leben! Ein fortgesetzter Kampf mit der Welt, den Verhältnissen und der Gesellschaft, eine täglich sich erneuernde Demüthigung, weiter nichts. Eine Ausgestoßene bin ich, schwebend zwischen zwei Welten, von denen Keine mich mehr aufnehmen will, die Eine, weil ich sie verrieth und verleugnete, die Andere, weil sie mich verachtet und geringschätet. Ich habe aufgehört, Tänzerin zu sein, aber ich werde doch niemals eine Gräfin sein. Ich habe meine Mutter und meine Schwester verstossen, um nicht durch sie ewig an meine schmachvolle Herkunft erinnert zu werden, aber ich habe in diesem Palais keine Mutter und keine Schwester wiedergefunden, denn die Verwandten meines Mannes haben es mit Verwünschungen verlassen, als ich einzog. Ich bin eine Fremde in meinem Palais, wie in der Gesellschaft, eine Heimatlose selbst an meinem eigenen Herd, und wenn ich mein Haupt auf die Kissen meines seidenen Lagers hinlege, habe ich immer das Gefühl eines todtnüden Wanderers, den man schon am Morgen wieder vertreiben kann von seiner Stätte und der weiter, immer weiter wandern muß, die verlorne Heimath zu suchen. Und dieses Alles, Voltaire, dieses Alles ist Dein Werk! Du hast mich so unglücklich und elend gemacht! Du bist Schuld an meiner Dual und meiner Schmach, Du und immer nur Du!"

"Ach", rief Voltaire lachend, siehe da! Der Zorn bewirkt, was die Liebe nicht vermochte! Phyllis erinnert sich der Vergangenheit, und indem sie's thut, gibt sie mir wieder das freundliche Du! Weist Du noch, Phyllis, wie Du mir schwurst, mich niemals anders zu nennen, niemals wieder mit diesem nasfkalten, fremden Sie? Damals liebtest Du mich!"

"Ja, damals liebte ich Sie, und heute, heute verwünsche ich Sie! Ah, Sie sind ein guter Prophet gewesen. Sie haben mir das vorhergesagt! Es war der erste Gistropfen, den Sie in mein Herz gossen, der erste Athemzug der Verwesung, mit welchem Sie mir den Blüthenduft meiner Seele verpesteten! Ich verwünsche Sie, Voltaire, ich verwünsche Sie, und wenn Sie mich nicht gelehrt hätten, daß es keinen Gott gibt und keine Unsterblichkeit, so würde ich sagen, daß ich Gott auf meinen Knieen anflehen möchte, Sie dort droben noch zu strafen für den Frevel, den Sie an mir begangen haben!"

"Ich werde diese Strafe ruhig erwarten", sagte Voltaire lächelnd, „obwohl ich nicht glaube, daß, wenn es einen Gott gibt, die Gebete einer Phyllis bis zu ihm hinaufdringen werden! Was thut es, daß Du mich verwünschest, Phyllis? Du machst es wie so viele Andere! Du wiederholst es im Kleinen, was die Welt im Großen gethan. Du verbannst mich aus Deiner Nähe; nun wohl, auch aus Frankreich war ich jetzt acht Jahre lang verbannt. Du hast meine Vergangenheit und unsere Liebe auf den Scheiterhaufen gelegt und sie zu Asche verbrannt, wie

man es gethan hat mit meinen philosophischen Briefen, welche man von Henkershand verbrennen ließ; Du fluchst mir, wie mich die Priester und die Scheinheiligen verflucht haben. Aber jetzt höre, Phyllis, was ich Dir sagen will! Ihr Alle könnet mich nicht vernichten und zertreten, denn der Genius ist unsterblich und ewig. Nein, ich verleugne nicht das Dasein einer Gottheit, denn diese Gottheit offenbart sich in jedem Menschengeiste! Nein, ich verleugne nicht die Unsterblichkeit, denn ich glaube an den Nachruhm, und ich weiß, daß wie ein Homer und Virgil, ein Dante und Tasso noch heute leben, auch ich noch leben werde, wenn Ihr, wenn alle meine Zeitgenossen schon längst todt und begraben und vergessen sind.

Vielleicht, Phyllis, vielleicht wird man Deiner noch eines Tages gedenken, aber man wird es nur thun, weil Du einst Voltair's Geliebte warst, und weil Voltaire vielleicht in irgend einem Gedicht Dich besungen hat! — Was half es ihnen, daß sie mich als Gefangenen in die Bastille setzten? Mein Geist blieb frei, und in der Bastille schrieb ich meine besten Werke, in der Bastille schrieb ich die Henriade und den Oedipus. Was half es, daß sie mich aus Frankreich verbannten; jeder Franzose nennt mich doch mit Stolz sein Landeskind, und diese Briefe, welche sie durch Henkershand verbrennen ließen, werden noch leben, wenn die, welche sie verbrennen ließen, längst in Staub zerfallen sind!“

„Und was beweist dieses Alles?“

„Das beweist, daß Phyllis Unrecht thut, mich zu verwünschen, und daß es nicht klug von ihr gehandelt ist, mich von sich zu stoßen und den Freund, welchem sie gelobt, ihn ewig Du zu nennen, in die kalte fremde Sphäre des „Sie“ zurückzuschleudern. Ach, ach, Phyllis, ein Tag wird kommen, wo Du mich um das alte „Du“ ansehen wirst, wie um ein Almosen, ein Tag, wo Du Dich stolz fühlen wirst, wenn ich nicht vergessen habe, wie Du heute vergessen hast.“

„Dieser Tag wird niemals kommen!“ rief sie heftig, „und niemals werde ich mich so weit erniedrigen, Voltaire um ein Almosen anzusehen.“

„Wir werden sehen, Phyllis“, sagte er lächelnd, indem er sich erhob. „Du hast mich vorhin einen guten Propheten genannt, wer weiß, ob ich es auch nicht diesmal wieder bin! Lebe wohl, Phyllis, bis dahin! Du hast mich heute verstoßen! Nun wohl denn, ich gehe, und ich werde nicht eher wiederkehren, als bis Du mich rufft.“

„Dann werden wir uns nie wiedersehen!“

„Warten wir es ab! Lebe wohl, Phyllis! Hier meine Hand, wir wollen als Freunde scheiden! Wirf die Maske von Dir, Phyll's, und nenne mich wieder Du, und umarme mich noch einmal, wie Phyllis es sonst gethan hat!“

Er wollte sie umarmen, sie wehrte ihn stolz zurück.

„Leben Sie wohl, Herr von Voltaire“, sagte sie kalt, „leben Sie wohl!“

Voltaire verneigte sich tief und ehrerbietig. „Frau Gräfin von Bantadour“, sagte er, „ich habe die Ehre, Sie zu grüßen, und empfehle mich demüthiglich Ihrer ferneren Gnade! Leben Sie wohl, gnädigste Frau, leben Sie wohl!“

VIII. Die Vorlesung.

„Ah, endlich, endlich!“ rief die Gräfin von Bantadour, indem sie ihre freudestrahrenden Blicke auf den Brief heftete, den sie in der Hand hielt. „Voltaire wird kommen; Voltaire wird in meinem Salon eine Vorlesung halten! Ah, wie werden sie mich beneiden, diese vornehmen, stolzen Damen, welche ihn täglich vergebens bestürmen, in ihren Salons zu erscheinen und eins seiner herrlichen Werke vorzulesen. Für mich thut er, was er für sie Alle nicht gethan. Es ist wahr, er hat sich lange gesträubt, er hat mir lange widerstanden und mir sogar auf meine Briefe nicht geantwortet, und alle meine Einladungen zurückgewiesen. Aber endlich hat mein Bitten und Flehen ihn doch erweicht! Er hat mir verziehen, daß ich einst so heftig war und ihn aus meinem Hotel verwies, er hat diese Beleidigung vergessen und erinnert sich nur, daß wir uns einst geliebt. Oh, welch einen großen Triumph er mir heute bereitet! Wie diese Damen des Hotel Rambouillet mich beneiden werden, sie, welche vermeinen, daß nur in ihren Salons sich die berühmten und gelehrten Männer von Paris versammeln können. Nun, von heute an wird man auch meinen Salon in den Journalen nennen und morgen werden alle Blätter es verkünden, daß Voltaire bei der Gräfin von Bantadour eine Vorlesung hielt und bei ihr soupirte. Von nun an wird es mir leicht werden, alle Gelehrte, Künstler und Dichter in meinem Salon zu vereinigen, Niemand wird jetzt noch mir einen Korb geben, denn Alle werden sie da zugegen sein wollen, wo Voltaire, der große, der berühmte, der gefeierte Voltaire erscheint und seine Werke vorliest! Oh Voltaire, Voltaire, wie danke ich Dir für diese Zusage; dieses Papier ist ein Paß, der mir die Pforten des Ruhmes öffnet!“

Sie küßte das Papier, das sie noch immer in der Hand hielt, und verwahrte es sorgfältig in ihrem Busen. Dann rief sie den Haushofmeister, um ihm ihre Befehle zu ertheilen und für die Einladungskarten zu der großen Soirée, welche in acht Tagen im Hotel Bantadour stattfinden sollte, ihm die Namen zu bezeichnen.

„Sie finden hier die Liste aller Häuser von Namen und Rang,“ sagte sie, „und in jedem Hotel des Faubourg St. Germain werden Sie meine Einladungskarten abgeben. Vergessen Sie aber nicht, auf jeder derselben zu bemerken, daß Voltaire kommen und eine Vorlesung halten wird!“

„Ah, Voltaire wird kommen!“ rief der Haushofmeister. „Dann können wir sicher sein, daß Niemand absagen, daß Jeder sich glücklich schätzen wird, in dieser Soirée der Frau Gräfin zu erscheinen!“

Die Gräfin empfand in der stolzen Freude ihres eigenen Herzens gar nicht das Beleidigende, was in dieser Bemerkung lag; sie war in diesem Augenblick zu glücklich, um empfindlich sein zu können.

Dann, nachdem sie die nöthigen Befehle für das Fest gegeben, stieg sie selber in die Küche hinab, um mit den Köchen eine Conferenz zu halten und ihnen dringend einzuschärfen, bei diesem Souper alle

ihre Kräfte, ihr Genie anzustrengen und ein ausgezeichnetes, glänzendes Zeugniß ihrer Kunstfertigkeit abzulegen.

Und nachdem auch dieses wichtige Geschäft vollbracht, eilte die Frau Gräfin in ihr Toilettenzimmer, um ein wenig über die Toilette nachzudenken, welche sie bei dieser Soirée anlegen würde.

Ja, die Toilette, das war jetzt eine sehr gefährliche, sehr ernste Angelegenheit für die Frau Gräfin von Bantadour, denn, wie sehr sie auch bemüht war, es sich selber zu verhehlen — sie war alt geworden, sehr alt — älter als es ihre vierzig Jahre erforderten. Ihre Augen waren trübe geworden und glanzlos, ihre klare Stirn hatte sich mit Runzeln, diesen traurigen Schriftzügen der Jahre, bedeckt, und das einst so bezaubernde und anmuthige Lächeln ihrer frischen Lippen hatte dem scharfen höhnischen Zug weichen müssen, mit welchem das Alter die Jahrzehnte um die Mundwinkel einkerbt.

Ja, sie war alt geworden und ihre Jugend war erstorben. Aber da Phyllis nicht sterben wollte mit ihr, hatte sie auf eine neue Art der Existenz finnen müssen, um die Leere und Langeweile auszufüllen, welche ihr Dasein in seine grauen, staubigen Schleier einhüllte. — Da sie nicht mehr glänzen konnte durch Anmuth und Jugend, wollte sie jetzt glänzen durch ihren Geist und ihren Wis; weil sie keine Schönheit mehr war, ward sie ein Schöngeist, eine Philosophin nach der Mode, ein Freigeist, der des Erhabenen spottete und das Geheiligte in den Staub zu ziehen bemüht war.

Sie hatte beschlossen, einen gelehrten und geistreichen Salon zu halten, und von sich reden zu machen nicht als Phyllis, sondern als Frau Gräfin von Bantadour, die Beschützerin der Wissenschaften, die Mäcenin der Dichter und Künstler. Ihr Gemahl war gestorben und hatte ihr ein glänzendes Vermögen hinterlassen. Es war ihr daher sehr leicht gemacht, diesen Ruhm zu erwerben, denn es gab so viel arme Künstler und Dichter, und für einige tausend Frances war es sehr leicht, sich in Journalen durch Sinngedichte verherrlichen und als Schutzengel preisen zu lassen.

Aber dieses Alles genügte dem Ehrgeiz der Gräfin nicht. Sie wollte nicht blos die Beschützerin der armen bedrängten Dichter und Künstler, sie wollte auch die Freundin und Vertraute der berühmten und gefeierten sein. Und weil sie das wollte, erinnerte sie sich wieder ihrer Jugendzeit, erinnerte sie sich Voltaire's, den sie seit jenem Tage nicht wiedergesehen, seit jenem Tage, wo er geschworen, nur auf ihre flehentliche Bitte zu ihr zurückzukehren, wo sie ihn mit Hohn und Stolz von sich gewiesen.

Zehn Jahre waren seitdem vergangen, ohne daß sie sich wiedergesehen, zehn Jahre, in welchen die Schönheit der Gräfin immer mehr verblaßt, der Ruhm Voltaire's immer strahlender aufgeblüht. — Voltaire war jetzt der angebetete Freund König Friedrich's von Preussen; der Papst Benedictus XIV. schrieb ihm die schmeichelhaftesten Briefe, und für die Widmung von Voltaire's Mahomet ertheilte er ihm seinen apostolischen Segen; endlich jetzt in den jüngsten Tagen hatte die Ak-

139

demie ihm ihre lange verschlossenen Pforten geöffnet und ihn zum Mitgliede ernannt, und außerdem war Voltaire durch die Gunst der Marquise Pompadour zum königlichen Kammerherrn und Historiographen erhoben worden. Voltaire war jetzt also nicht bloß ein berühmter Dichter, sondern auch ein vornehmer Mann, ein Freund von Königen und Fürsten, und es war daher sehr natürlich, daß die Gräfin von Bantadour ihn in ihrem Salon zu sehen wünschte und sich ihrer alten Liebe erinnerte.

Sie hatte Voltaire demzufolge so lange mit Bitten und Einladungen bestürmt, bis Voltaire endlich, um diesen Tracassieren ein Ende zu machen, ihre Einladung annahm und ihr beschwörendes, von Geist und Sprit duftendes Billet-doux mit einem bejahenden Schreiben beantwortete. Aber indem er es that, stand ein höhnisches Lächeln auf seinem Angesicht und aus seinen Augen leuchtete eine boshafte Schadenfreude.

„Diese Frau Gräfin Bantadour wünscht mich in ihrem stolzen Uebermuth ohne Zweifel als Hofnarren und Späsmacher in ihrem Salon zu zeigen, als glänzendes Aushängechild, womit sie ihre Gäste anlockt,“ sagte er zu sich selber. „Nun, ich werde ihr diese Freude ein wenig vergällen und einen Tropfen Vermuth in ihren Freudenbecher gießen. Es ist ihr zehn Jahre lang nicht eingefallen, sich mit mir versöhnen zu wollen; jetzt aber, wo sie meiner bedarf, jetzt fleht sie um Vergebung, jetzt erinnert sie sich! Nun, auch ich will ihr beweisen, daß ich mich erinnere, daß ich nichts vergessen habe! Sie wünscht, daß ich bei ihr Etwas vorlese und wo möglich meine neueste, noch gar nicht gekannte Dichtung. Das ist eine Unverschämtheit und ein Uebermuth, welcher wohl eine Strafe verdient hat, und sie soll ihr werden. Ich werde ihr also ihren Willen thun und bei dieser Eintagsfliege von Gräfin meine neueste Dichtung vortragen. Niemand wird sie kennen, denn ich werde sie erst selber zum Leben erwecken. Rasch an's Werk! Ein Gedicht für meine Phyllis!“

Und Voltaire eilte zu seinem Schreibtisch, um dieses Gedicht aufzuschreiben, das so eben in ihm emporblühte. —

Endlich war der heißersehnte, erhabene Tag gekommen, auf den die Fran Gräfin von Bantadour so große Hoffnungen baute, und welcher sie, wie sie vermeinte, in Paris zu einer geistigen Puissance erheben sollte. — Ihr Haushofmeister hatte richtig prophezeit, alle Einladungen waren angenommen worden und zum ersten Male hatten sogar einige dieser stolzen Damen des hohen Adels sich bereit erklärt, in den Salons der Gräfin zu erscheinen; denn das Vergnügen, von Voltaire selber eine neue Dichtung vorlesen zu hören, hatte ihre aristokratischen Bedenklichkeiten besiegt und ließ sie die Einladung der Gräfin nicht zurückweisen.

Es war, wie es schien, im Leben der Gräfin ein Wendepunkt eingetreten; vielleicht mochte es ihr jetzt doch noch gelingen, die Phyllis früherer Tage vergessen zu machen und von dem Faubourg St. Germain als Gräfin anerkannt zu werden; vielleicht auch winkte ihr noch ein höheres Ziel und wer konnte berechnen, ob nicht eines Tages die

Pforten der Tuilerien sich vor ihr öffnen würden, ob nicht der Hof sie coursfähig anerkennen würde. War doch die Marquise Pompadour die Freundin Voltaire's, und war Voltaire doch der Freund der Gräfin Vantadour.

Das waren die heimlichen Träume und Hoffnungen, mit denen die Gräfin Vantadour dem verhängnißvollen Abend entgegen ging, das machte das Antlitz der Gräfin höher strahlen und ihre Augen feuriger glühen, Ihr Herz war erstorben und ausgebrannt, aber an die Stelle der Liebe hatte sie den Ehrgeiz gesetzt und ihr Stolz suchte jetzt die Befriedigung, welche ihr Herz nicht mehr begehrte.

Und es war in der That eine glänzende Befriedigung ihres Stolzes, welche der Gräfin von Vantadour heute zu Theil ward. Man sah da in diesen glänzenden reichgeschmückten Sälen die auserlesendste Gesellschaft von Paris, man hörte den Thürsteher fort und fort neue Namen nennen, welche entweder durch Vornehmheit oder Ruhm sich auszeichneten, man sah da Herzoge und Grafen, Marquisen und Gräfinnen im bunten Gemisch mit Künstlern und Dichtern. Jedermann war zu dieser Soirée gegangen, wie man in irgend eine Theater-Vorstellung geht; sein Eintritts-Billet glaubte Jedermann genugsam damit bezahlt zu haben, daß er der Gräfin die Ehre erzeigte, überhaupt zu kommen und ihre Einladung anzunehmen.

Die Gräfin von Vantadour ahnte das nicht. Sie war stolz und freudestrahlend im Kreise ihrer Gäste; sie strengte all ihren Wit, ihre Fähigkeit an, um vor den Gelehrten und Dichtern zu glänzen durch ihren Geist und den Laien zu imponiren durch ihre Gelehrsamkeit. Sie war so liebenswürdig demüthig, so becheiden dankbar gegen die vornehmen Damen, welche „die Gnade gehabt, ihre Soirée mit ihrer strahlenden Gegenwart zu beglücken,“ daß diese um ihrer Demuth und Unwürdigkeit sich ihr geneigt fühlten, und es ihr fast verziehen, eine Gräfin sein zu wollen!

Endlich, endlich kam Voltaire. Durch alle Säle ging eine unruhige Bewegung, ein Zittern und Murren, wie das Meer erzittert und aufrauscht, wenn die Sonne zu strahlen und aufzugehen anfängt. Aller Blicke waren der Thür zugewandt, und als Voltaire jetzt erschien, als er in den großen Salon eintrat, da brach die ganze vornehme und glänzende Gesellschaft in einen Beifallsjubel aus und hieß ihn mit Händeklatschen willkommen, als befände man sich im Theater und einem Schauspieler gegenüber.

Die Gräfin von Vantadour ging ihrem berühmten Gaste freudestrahlend entgegen. Gerade unter dem großen Mittelkronleuchter des Salons traf sie mit ihm zusammen. — Die Wachskerzen ließen die Brillanten ihres Diadems und den Kammerherrnschlüssel an seinem goldgestickten Frack höher ausleuchten, aber zeichneten noch tiefer die Runzeln und Falten in Beider Angesicht.

Die Gräfin reichte Voltaire ihre Hand dar.

„Sein Sie mir von ganzem Herzen willkommen, mein Freund,“ sagte sie laut genug, um von Jedermann verstanden zu werden.

Voltaire blickte ihr mit einem schadenfrohen Lächeln in das strahlende Angesicht und nahm die ihm dargebotene Hand nicht an.

„Frau Gräfin,“ sagte er leise, „habe ich nun nicht Recht gehabt? Fühlen Sie sich nicht stolz und glücklich durch meine Nähe? Haben Sie es nicht als eine Gunst erbetelt, daß ich zurückkehren möchte in dieses Hotel, aus welchem Sie mich einst so grausam verbannten?“

„Ah, es ist sehr grausam von Ihnen, mich an diese Thorheit oder, wenn Sie wollen, an dieses Verbrechen zu erinnern. Ich habe lange und schmerzlich bereut, ehe ich den Muth fand, Sie um Vergebung anzuflehen. Aber nicht wahr, Sie haben mir vergeben?“

„Frau Gräfin von Vantadour, ich habe Ihnen nichts zu vergeben,“ sagte Voltaire mit schneidender Kälte. „Wir sind einander zu fremd, um uns kränken zu können.“

„Ah, Sie haben also ganz vergessen, daß die Gräfin von Vantadour einst Ihre Phyllis war?“

„Nicht doch, ich habe mich dessen selbst dann noch erinnert, als Phyllis ihre Schwüre vergaß und mich verleugnete und mich mit Sie anredete! Aber lassen wir das doch jetzt! Sie wollten, daß ich kommen und Ihnen vorlesen möchte. Ich bin da! Das genüge Ihnen!“

Und endlich kam der große Moment, endlich sollte die Vorlesung beginnen. Da saß Voltaire unter dem strahlenden Kronleuchter auf dem vergoldeten Lehnstuhl. Vor ihm stand ein kostbarer Tisch, mit Gold und Edelsteinen ausgelegt, und auf diesem Tische ruhte der noch kostbarere Edelstein, das noch ungedruckte Manuscript, welches Voltaire vorlesen wollte. Ringsum im Kreise saßen die schönen Frauen und all die vornehmen, gelehrten und berühmten Gäste der Gräfin. Sie selber hatte sich dem Dichter gerade gegenüber gesetzt. Sie wollte keine seiner Mienen, keinen Zug, kein Lächeln und kein Stirnrünzeln unbeobachtet lassen, sagte sie.

Jetzt nahm Voltaire das Manuscript in die Hand. Eine tiefe Stille herrschte in dem Salon, Jedermann hielt den Athem an, um zu lauschen. Die Gräfin Vantadour richtete auf Voltaire ihre lächelnden feurigen Blicke; da traf sie sein Blick; er ruhte einen Moment auf ihr mit einem Ausdruck so finstern Hasses, so boshafter Schadenfreude, daß die Gräfin ihr Herz erbeben fühlte in seltsamer, unerklärlicher Angst.

Voltaire aber las folgendes Gedicht:

In und Sie.

Phyllis, wohin ist diese Zeit,
Wo Du — im Fiaker hingedrückt,
Ganz ohne Diener, ohne Seidenkleid,
Mit Deinen Reizen nur geschmückt,
Vom schlechtesten Souper beglückt,
Das zu Ambrosia Du konnt' st machen —
Dich hingabst mit entzücktem Lachen
Dem glücklichen betrog'nen Freund,
Der ewig Dich zu lieben meint?

Damals, ach, gab der Himmel Dir
 Als ein'gen Schatz und ein'gen Rang
 Nur Deiner Jugend Schönheitsblüthe,
 Ein zärtlich Herz, ein flatterhaft Gemüthe,
 Ein strahlend Auge, eine Marmorbrust,
 Wer — solcher Reize sich bewusst —
 Möcht' da nicht eine Schelmin sein?
 Du warst es, holder Flattergeist,
 Und — mög' die Liebe mir verzeih'n! —
 Just deshalb lieb' ich Dich zumeist!
 Ach, Madame, wie ist Ihr Leben,
 Der Ehre jetzt ganz hingegeben,
 Mit jener Lust im Widerstreit!
 Der lange Schweizer, stets bereit
 An Ihrer Thür zum Lügensagen,
 Phyllis, er ist ein Bild der Zeit!
 Es scheint, er soll von dort verjagen
 Den Frohstan und die Amoretten:
 Auf Ihren köstlichen Parquetten
 Die Kinder zu erscheinen bebten . . .
 Wie oft sonst hab' ich sie erschaut,
 Wie sie zu Dir durch's Fenster schwebten,
 In Deiner Kammer spielend laut!
 Nein, Madame, all' diese Pracht
 In der Savonnerie gemacht,
 Aus fernem Persien hergebracht,
 Von Ihrem Juwelier erdacht,
 Die gold'nen Platten, die Germain
 Gravirt mit kunstverständ'ger Hand,
 Die Cabinette, wo Martin
 Mehr als chinesische Kunst verwandt,
 Die Blumen und Bergkrystalle,
 Die leicht zerbroch'nen Wunder alle
 Und dieses funkelnde Gepränge
 Der diamant'nen Ohrgehänge,
 Der ganze Pomp voll Unnatur
 Was ist dies Alles im Vergleich
 Mit einem dieser Küsse nur,
 An denen Deine Jugend reich?

Voltaire hatte sein Gedicht beendet. Eine todtenähnliche, peinliche Stille folgte der Vorlesung und inmitten dieser Stille erhob sich Voltaire von seinem Sitz und näherte sich der Gräfin von Bantadour. Sie hatte sich bleich und farblos in ihren Fauteuil zurückgelehnt; die Lippen waren fest aufeinander gepreßt, um den Schrei der Wuth zurückzudrängen, der ihre Brust fast zersprengte; ihre Augen schossen Blitze, und hätte sie mit denselben Voltaire zerschmettern können, selbst auf die Gefahr hin, selber zu Grunde zu gehen, so würde sie es mit Freuden gethan haben.

Sie hatte alles gesehen; sie hatte gefühlt, wie während der Vorlesung Aller Blicke auf ihr ruhten, sich wie vergiftete Dolche in ihr Herz einbohrten: sie hatte jedes schadenfrohe Lächeln und jedes mitleidige Achselzucken gesehen, aber nicht einen Moment hatte sie ihre stolze Haltung und ihr freundliches Lächeln aufgegeben. Jetzt aber, als Voltaire nach dieser ihr angethanen Schmach es wagte, zu ihr zu kommen, sie anzusehen, jetzt fühlte sie ihre Fassung schwinden und ihre Ruhe wie in einem Wirbelwind des Jornes emporlodern.

Aber sie hielt noch an sich. Sie preßte mit Gewalt ihre Hände um die Arme ihres Fauteuils und zwang sich ruhig zu bleiben.

Voltaire verneigte sich tief vor ihr. „Madame“, sagte er dann mit lauter, voller Stimme, „ich habe mein Wort gelbst. Ich habe Sie unsterblich gemacht, und wenn die Gräfin von Bantadour einst heimgegangen ist zu ihren erlauchten Ahnen und ausruht in der Gruft ihrer Väter, so wird doch Phyllis niemals sterben und niemals vergessen werden, denn ich habe Phyllis verklärt durch mein Gedicht! Danken Sie mir also, Gräfin, danken Sie mir!“

Er reichte ihr die Hand dar. Sie stieß sie heftig zurück und ein Ausruf der Bewünschung entfuhr ihren bleichen zitternden Lippen. Ein wildes, krampfhaftes Schluchzen drang aus ihrer Brust hervor. Mit einem lauten Aufkreischen sank sie ohnmächtig in ihren Sessel zurück.

„Die Frauen haben immer Glück“, murmelte Voltaire, als er das Hotel verließ. „Aus der größten Verlegenheit, der peinlichsten Affaire ziehen sie sich glücklich mit einer Ohnmacht zurück, und wenn ihnen dazu die Natur nicht hilft, so ersetzt das die Kunst!“

Eine Viertelstunde später war das Hotel Bantadour leer; die Kerzen in den Salons waren ausgelöscht, die Gäste hatten sich entfernt. Unberührt standen die kostbaren Speisen, die schönen kunstvollen Confituren, die herrlichen, seltenen Weine auf den von Gold- und Silbergeschirr funkelnden Tafeln.

51

Die Gräfin von Bantadour hatte sich in ihr Boudoir zurückgezogen. Dort lag sie auf ihren Knien mit aufgelöstem Haar, und mit strömenden Thränen und gerungenen Händen verwünschte sie ihr Geschick und den Dämon, welcher ihr Leben vergiftet hatte. Diesen Dämon aber nannte sie: Voltaire!

Wenige Tage später fuhr aus dem Hotel Bantadour eine hochbe-
packte Reisechaise, und der Haushofmeister hing an dem Hotel eine Ta-
fel aus mit den inhaltsschweren Worten: „à vendre ou à louer.“

Die Frau Gräfin von Bantadour war nach Italien gereist, um dort in den Olivenhainen und in den Tempeln der Kunst sich zu erhol-
len von ihrem Mißgeschick und ihrer verunglückten Soirée. Niemals
kehrte sie nach Paris zurück.

Das „Du und Sie“ hatte sie für immer aus Frankreich verbannt.
Sie lebte in Rom unter einem fremden unscheinbaren Namen, aber
lange noch, nachdem sie gestorben, sprach man in Paris von der schönen
Phyllis, weil man von Voltaire sprach und jedes seiner Werke ver-
herrlichte.

Voltaire hatte also Wort gehalten.

Er hatte Phyllis berühmt und unsterblich gemacht durch sein Ge-
richt. Sie aber dankte es ihm nicht, und das letzte Wort, welches ihre
Lippen sprachen, war eine Verwünschung gegen Voltaire.

